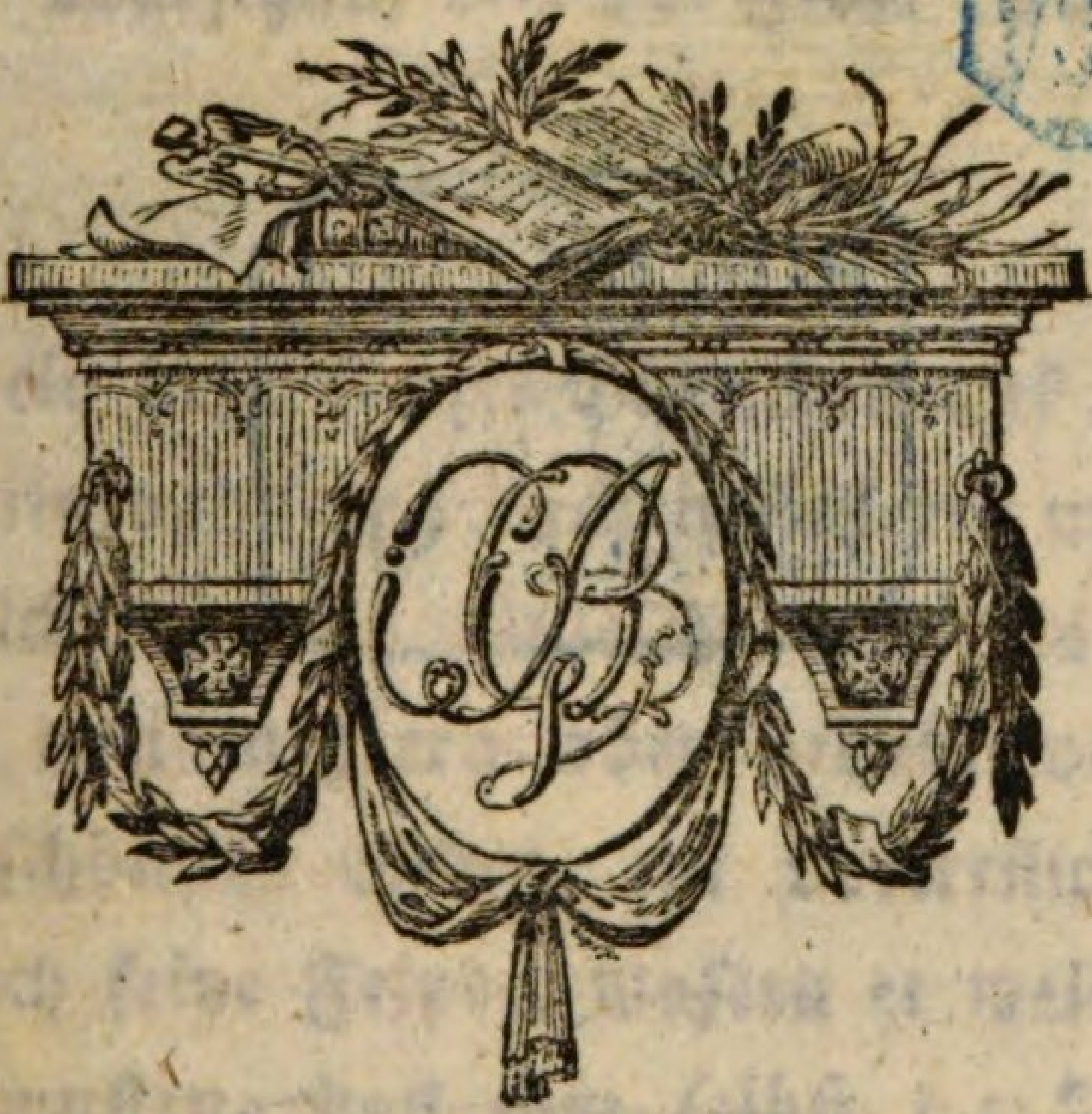
~~Sch. bo. Antqhn. p. 396.~~

P. O germ
937.-2

Analekten.

von

J. J. Mnioch.



Zweites Bändchen.

Vermischte Sachen.

Görlitz,

bei C. G. Anton, 1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johann Jakob Mnioch,

geb. zu Elbingen in West-Preussen, gest. zu Warschau, den 22. Febr. 1804

Nur ein bescheidenes Blümchen auf das Grab des philosophischen Schriftstellers und lieblichen Dichters, der vielleicht von einigen verkannt, von mehrern aber geliebt ward, und dessen schönsten Schaz, ein vortrefliches Herz, ihm auch seine Feinde, wofern er welche hatte, lassen musten, das ihm selbst die Zunge der Verläumdung nicht zu entreissen vermögend war.

Diese Analekten, gleichsam der Geist seiner lezten und neuesten Schriften, glaubte ich nicht dem Publikum als Nachlaß des Schriftstellers und Dichters überreichen zu dürfen, ob er zwar bereits seit Jahren kränklich

war. — Allein es machte ihn im jezigen Winter eine heftigere Krankheit unfähig, mir unmittelbar selbst sein Manuskript zum Verlage anzutragen, daher ich den Antrag durch einen von ihm bevollmächtigten Freund, dem Herrn Feldprediger Grein zu Warschau, erhielt.

Noch befürchtete ich, der ich in der Entfernung lebte, nichts weniger, als Mniochs Tod. Allein ein vom 2. Febr. d. J. aus Warschau datirter, und von ihm noch selbst an mich geschriebener Brief, dieses lezte schriftliche Andenken des geliebten Dichters und Freundes, machte mich für sein Leben besorgt, und die traurige Stimmung, in welcher dieser Brief geschrieben war, erregte mein innigstes Mitleid und meine herzlichste Theilnahme an den Leiden Mniochs, die mehr als blos körperlich zu sein schienen.

Einige Stellen aus dieser seiner lezten Zuschrift werden, wie ich hoffen kann, das Herz des gefühlvollen Lesers, der, ohne zu empfindeln, empfindet, ohnfehlbar erreichen.

„Was Sie auch über mich denken oder hören oder ahnen mögen, ich bin wohl durch einen Ihnen bekannten Todesfall *) in meiner Familie, und durch eine mehr als fünfjährige Kränklichkeit, ein sehr unglücklicher Mann; aber Ihre und aller meiner bessern Freunde Achtung und Liebe habe ich durch dies Unglück nicht verlieren können, wenn Achtung und Liebe nicht blos als zufällige, oder gar egoistische Anhängsel an die Erscheinung eines guten Schicksals zu nehmen sind. — —

„Ich weis nicht, ob ich die viele Anhänge größerer Arbeiten, die noch in meinem Pulte liegen, jemals vollenden werde. Vielleicht ist

*) Maria Mnioch, geb. Schmidt, seine erste, ihm stets unvergeßliche Gattin, deren Gedichte und prosaische Aufsäze, in welchen der Geist der edelsten Weiblichkeit und des zartesten Schönheitssinns haucht, unter dem Tittel: Für Frauen und Jungfrauen eines edeln, weiblichen und häuslichen Sinnes, 8. 1800. in meinem Verlage herauskamen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden.

das, was Sie jezt von mir herausgeben, das lezte, was je von meiner Arbeit gedruckt erscheint. Bald könnte ich vielleicht enden —

„Läßt mich aber der Himmel wieder heiter und freithätig werden, und kann ich dies Jahr eine Gesundheitsreise nach Schlesien, Sachsen und Berlin durchsezen, so werde ich mein altes Projekt, meine Ansichten der Wissenschaft und Kunst in einem vollständigen Zusammenhange darzulegen, mein erstes, ernstes und frohes Geschäft sein lassen, nämlich die Ausführung einer philosophischen Negation aller Philosophieen, auf die ich schon in den beikommenden Andeutungen hinstrebe. Stoßen Sie Sich an den scheinbaren Widerspruch im Tittel nicht, der Inhalt wird ihn einst rechtfertigen, so bald man nur den Unterschied zwischen philosophischer Tendenz und philosophischem System unterscheiden will.“

Der schwermüthige Ton, in welchem der ganze Brief meines Freundes geschrieben war, ging mir zu Herzen. Ich antwortete ihm, und suchte ihn zu beruhigen. Zu gleicher Zeit aber schrieb ich auch an Herrn Feldprediger

Grein, um ihn zu ersuchen, den leidenden Freund nicht zu verlassen, und mir nähere Auskunft über seinen Krankheitszustand zu geben.

Grein war so gütig, mir bereits unterm 7. März zu antworten. Aber wie lautete seine Antwort? — Ich darf hoffen, von dem edelmüthigen Grein Verzeihung zu erhalten, wenn ich einige Stellen seines Briefes hier aushebe.

„Acht Tage war unser Mnioch schon nicht mehr, als ich Ihr Schreiben erhielt. Sein Körper war im hohen Grade geschwächt; die Kränklichkeit der lezten 14 Tage seines Hierseins wollten die Ärzte für einen Anfall von Brustwassersucht ausgeben. Er starb indeß den 22. Febr. Abends um halb 10 Uhr am Schlagflusse, nachdem er noch eine halbe Stunde vorher ziemlich heiter über diese und jene Gegenstände mit einem Freunde gesprochen hatte. — — — Für mich und mehrere seiner Freunde ist sein Verlust unersezlich. Er war ohne allen Zweifel einer der geistreichsten Männer, die zu seiner Zeit in Preussen lebten. Er besaß einen hohen Grad von Gutmüthigkeit, und die zu große Weichheit seines Charakters war der

Grund aller der Noth, in die er zuweilen gerieth. Er hinterläßt seine Frau und seine 3 Töchter erster Ehe in einer sehr traurigen und drückenden Lage.“

Diese traurige Nachricht machte mich sehr niedergeschlagen. Mit stillen Thränen beweinte ich den Tod eines braven und edeln Mannes, der mit seinen anerkannten literarischen Verdiensten noch das unschäzbare Verdienst eines vortreflichen Herzens verband.

So unerwartet! so früh für seine Gattin, für seine Kinder, für die Wissenschaften und die schöne Dichtkunst, die ihn oft so innigst begeisterte! — In ihm selbst vielleicht noch ein schwacher Keim von Hofnung. Doch ach!

Voll Furcht und Hofnung bei Gewitterschwüle,
Beim Brausen blizedrohender Orkane,
schwankt unser Schiflein auf dem Ozeane
des Lebens; — ach! wer leitet es zum Ziele?
Noch hoft der Schiffer, noch im süssen Wahne,
noch sinnt er auf der Rettung sichre Plane.

Sich sträubend, ach! erliegt das Schif dem Spiele
der Wellen, sinkend in der Fluthen Kühle!

In der diesjährigen eleganten Zeitung, Nr. 29. hat noch ein Unbekannter dem verklärten Dichter ein kleines, aber verdientes Denkmal mit warmen freundschaftlichen Herzen gesezt.

Das Vertrauen des Dichters und sein Andenken zu ehren, übergebe ich hier seine Analekten, als eine von ihm selbst noch besorgte Sammlung seiner lezten Schriften, dem Publikum, den Freunden der Philosophie und der Dichtkunst, und ich denke, dieser Nachlaß soll ihnen willkommen sein. Man wird auf allen Seiten den genialischen Geist erkennen, der auch in seinen frühern Schriften wehte; — und sollte in denselben nicht für jeden Geschmack gesorgt sein, so soll auch der Schriftsteller noch geboren werden, der durchaus allen in jeder Hinsicht alles zu sein das Glück hatte. Auch dürfte es nicht immer gut oder rühmlich sein, auch allenfalls für den verdorbenen Geschmack gesorgt zu haben.

Wenn ich übrigens Mnioch meinen Freund nannte, ihn, den ich nie persönlich kannte, so scheint doch ohne persönliche Bekannschaft Freundschaft möglich zu sein — Freundschaft, die sich auf ähnliche Gefühle, auf ähnliche Überzeugungen gründet. Unsre Geister waren sich verwandt, wenn wir einander gleich nie von Angesicht sahen, — und eine Jahrelang fortgesezte Korrespondenz, die nur seit einiger Zeit durch Kränklichkeit und zufällige Umstände unterbrochen ward, — rückte uns immer näher zusammen, und ich war stolz darauf, einen Mann von so hellem Geiste und von so vortreflichen Herzen unter meine geliebten Freunde zählen zu dürfen.

Görliz, im Merz 1804.

C. G. Anton.

Inhalt.

I. Über Freiheit und Frieden im Denken und Darstellen, und über allgemeine wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände.
II. Poesie und Prosa.
III. Über Kunst.
IV. Über äussere poetische Formen.
V. Über lebendige Religion und über Religionsfeierlichkeiten.
VI. Über allgemeine Harmonie, als Glaubensgegenstand.
VII. Glaubenshuldigungen.
VIII. Johannes der Täufer, und Johannes der Evangelist.
IX. Zur Einweihung des neuen Tempels.
X. Über das Duell.
XI. Über die Begriffe: Staat, Volk, Nation.
XII. Phantasien. Von einem jetzt unglücklichen Freunde.

I.

über

Freyheit und Frieden im Denken und Darstellen,

und

über allgemeine wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände.

(Geschrieben im November 1801.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Über Freiheit und Frieden im Denken und Darstellen, und über allgemeine wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände.

Fragmente.

Aller Widerstreit in der Wissenschafts-Lehre und der Kunst-Kritik, (nicht wie beide als Ideale gefaßt werden, denn diese machen allen Streit unmöglich, sondern wie sie in den mannichfaltigen Darstellungs-Versuchen erscheinen) — kann nur ein scheinbarer seyn, wofern er kein absichtlicher ist.

(Der absichtliche, der gegen das eigne ruhige Innewerden der sprechenden Parthey streitet, (oder, in Gedanken übersetzt, gegen

die eigne Überzeugung,) ist unter ehrlichen und braven Menschen nicht zu besorgen; und wo er zu besorgen ist, da kann man ihn doch der Parthey nicht geradehin anschuldigen.)

Die absichtlosen oder die ehrlichen Widerstreite sind insgesammt mehr oder weniger Misgriffe im Verstehn, und zwar oft in einem doppelten, dem Verstehen seiner Selbst, dem Verstehn des Andern. Eben weil wir uns in Streite dieser Art einlassen als Gegen-Parthey, geben wir innerlich zu, daß wir ausser dem Verstehn einig seyn müssen im tiefen aber dunkeln Innern. Der Streit geht also aufs Denken und Aussagen, nicht aufs Innewerden. In diesem — (so müssen wir glauben, wenn wir an Sinn und Geist Anderer glauben, oder überhaupt an Menschheit in den Menschen) — liegt die Möglichkeit, alle Fakten des Gemüths, die je von einem Menschen in seinem Gemüth erlebt wurden, nachzuerfahren, wenn auch in abweichenden Graden der Dunkelheit und Klarheit.

Wenn wir sie nicht nacherfahren, wenn wir den lebendigen Grund gewisser fremder Lehransichten, Systeme u. dergl. nicht selbst inne werden; so muß es nur im Medium des Umsatzes liegen.

Im ehrlichen Streit, im redlichen Streben des Denkens und Ausdrückens, sey Jeder frey! Man muß ihm zugestehn, daß er auf alle ihm mögliche Art die Gedankenfassung versuche des innern Lebens, (welches in seiner vollen Kraft, nicht gedacht, nur gefühlt werden kann,) zum Verstehn seiner selbst; — und daß er auf alle ihm mögliche Art den Ausdruck dieser Gedankenfassung wage zum Verstehn für Andre, (d. h. zur Erweckung gleicher Gedanken in ihnen, wodurch sie an eigne Fakta des Undenkbaren in ihrem tiefern Leben erinnert werden, wodurch sie diese wiederholt erfahren, oder nacherfahren.) Wir sagen: er muß die Freiheit haben, dies zu versuchen, zu wagen, denn es ist überall nur Versuch und Wagniß, und ohne glückliches Errathen giebt es kein gegenseitiges Innewerden.

Wird mit jenem Glauben ein Streit begonnen; wird jener Glaube mitten im Streiten nicht vergessen, so kann der Streit nicht anders geführt werden, als freundlich, — und ein freundlicher ist auch ein friedlicher. —

Wer bey dieser scheinbaren Moderation des Einen durch das Andere, nothwendig Unbestimmtheit und Karakterlosigkeit befürchtet, möchte schwerlich beherziget haben, daß alles Streben in Darstellung wissenschaftlicher und künstlerischer Ideen nur in jener Freiheit und jenem Frieden allgemein gedeihlich werden kann. Ein Jeder soll frey in seiner Fassungsart sich verkündigen. Dies allein ist sein Karakter. (Schon der ursprüngliche Wortsinn: Karakter, ist Zeichen, Ausdruck.) Im dunkeln Innern, das die Vernunft zu beleuchten wagt, sind wir gleich, und also ohne Karakter. Nur die Fassung und Darstellung macht Verschiednes und bildet Karakter.

Bey dieser Freyheit, die eben den Karakter des Einzelnen erbildet, soll jeder dem Andern jene Gleichheit im ganzen Laufe des Streits mit dem Grade ruhiger Besonnenheit zugestehn, welcher bey karakteristisch geschiednen Menschen dennoch einen friedlichen Gedanken- und Ausdruks-Verkehr möglich macht. — Das Friedliche darf nicht karakterlos werden, das Freye nicht unfriedlich. Findet das Gegentheil Statt, sind die Streitenden nicht frey oder nicht friedlich, so thun sie jenes zum Nachtheil des Verständlichmachens, dieses zum Nachtheil des Verstehns. Nur unbefangen vom Fassen und Ausdruck des Andern sagt der Mensch aus, was er selbst inne wird, so gut er es aussagen kann; nur wenn ihm fremde Aussagen des Gemüths, die seinen Aussagen widerstreiten, als ein redliches Wagniß der Verkündung des menschlichen Innern im Auge bleiben, redet er zugleich (unbeschadet der Kraft) gerecht im höhern Sinn oder freundlich, und darf hoffen, daß ihn der Gegen-Part gern verstehen oder auch errathen will, so weit es dieser vermag.

Die Gegenstände, zu deren Betrachtung, deren Ansichten und Darstellungen, der Mensch sich bestimmen kann, werden in allgemeine und in besondre geschieden.

Jedes Faktum des dunkeln Innern wird ein Gegenstand, so bald es zum Zweck der Verstehung besonders aufgefaßt wird. Die Auffassung ist entweder wissenschaftlich oder künstlerisch. Nur nach dem Gebiet der Auffassung giebt es wissenschaftliche oder künstlerische Gegenstände. — Wir verstehn in diesem Gegensatz unter Wissenschaft die Fassung des vollen lebendigen Innern in eine bloße Gedanken-Konstruktion, (die an und für sich ausgedrückt, eine höchst unvollständige und todte Übersetzung liefert,) — unter Kunst aber den kühnen, und doch besonnenen Versuch, die Gedankenfassung des dunkeln Innern mit dem Undenkbaren, mit dem Leben des Gefühls zu verbinden, zu verschmelzen und so darzustellen. Die Wissenschaft will mit der Hälfte des Ausdrucks (insofern er Gedankendarstellung ist) das Innre

des Menschen zunächst bloß für den Gedanken abzeichnen; die Kunst hingegen will mit der möglichsten Fülle des Ausdrucks (Gedanken- und Gefühls-Darstellung) eben dies Innre zugleich dem Gedanken und dem Gefühl wieder verkündigen. Kurz, die Wissenschaft und die Kunst sind verschieden, wie prosaische und poetische Fassung, prosaischer und poetischer Ausdruck.

Ob gleich Alles in der Menschheit des einzelnen Menschen liegen muß, was jeder andre einzelne Mensch versuchen, wagen und liefern kann, so daß allen übrigen die Gemüthsfakta eines Einzigen innerlich wahr werden können; so ist doch die Erhebung aller dieser Fakten zu eben so viel wissenschaftlichen oder künstlerischen Gegenständen, oder das Studium derselben zur Verstehung keinem einzelnen Menschen anzumuthen. So viel verschiedne, oder als verschieden gefaßte Fakta des Gemüths, so viel besondre wissenschaftliche oder künstlerische Gegenstände, so viel besondre Studien giebt es. — Diese Fassungen, Gegen-

stände, Studien sind unendlich verschieden, wie denn die Fakten selbst in ihrem lebendigen Dunkel unendlich unbestimmt sind, mit einer unendlichen Tendenz zum Bestimmtwerden.

Die Fodrung, daß jeder Mensch Etwas zu verstehen trachte, irgend gewisse Fakta des Gemüths zur ernstlichen Strebung im Verstehn sich aufstellen solle, hat ihren absoluten und allgemeinen Werth, (der Mensch wird inne, daß er dies Streben haben kann, indem er es hat,) aber dadurch ist die Allgemeinheit der Gegenstände nicht ausgedrückt, vielmehr ihrer Besonderheit freyes Spiel gegeben.

Redet man dennoch von allgemeinen Gegenständen, so wird geglaubt, daß unter den Fakten des Innern einige von solchem Werthe sind, daß sie aus einem dringenden Interesse des Innern in allen Menschen, beym Wagniß der Verstehung, zu oberst gestellt werden sollen, eben weil sie im innern Leben selbst vorherrschend sind, obwohl ihr ernstes Studium das Studium aller übrigen besondern

Fakten nicht nur freyläßt, sondern allein geschickt ist, alle übrigen Studien in höhre Korrespondenz zu setzen.

In den Kreis dieser Gegenstände, von denen dies geglaubt wird, (einen umfassenden Begrif davon, und dessen Kritik wagen wir hier nicht,) gehören zu oberst:

1.) Fakta des Glaubens an Gleichheit des Innewerdens, oder an tiefere Sinnes-Einung in allen Menschen, (Fakta des Glaubens an eine Menschheit.)

2.) Fakta des Strebens zur Verstehung und zum Ausdruck überhaupt, — und zu wissenschaftlicher und künstlerischer Verstehung und Darstellung als den beiden Haupt-Formen des Verstehns ins besondre. (Fakta des Glaubens an eine menschliche Gesellung.)

3.) Fakta des Strebens nach Harmonie unsrer selbst im Gebiet der Willens-Freyheit, (oder Moral.)

4.) Fakta des Strebens nach harmonischer Weltansicht, (oder Religion.) —

Auch ursprünglich besondre Gegenstände (d. s. alle zu besondern Studien gefaßten Fakta des Gemüths) gewinnen Allgemeinheit, insofern sie in unmittelbaren Bezug auf die ursprünglich allgemeinen Gegenstände gesetzt werden. Die Allgemeinheit liegt im Grund der Beziehung und in der Beziehung selbst. Nicht zwar der besondre Gegenstand an sich wird dadurch allgemein, aber die Setzung in jene Beziehung, und der Grund dieser Setzung ist selbst ein allgemeiner Gegenstand.

Jedes von diesen Fakten kann wiederum wissenschaftlich und künstlerisch gefaßt und behandelt werden, und dieser Unterschied begründet die Hauptverschiedenheit in den Formen der Darstellung. Auch die prosaische Tendenz läßt sich poetisch aussagen durch Supplirung; auch die poetische Tendenz läßt sich prosaisch nachweisen, aber nur durch Zerstücklung. Die systematische Zerstücklung nennt man gewöhnlich Philosophie.

II.

Über Poesie und Prosa.

(Fragmentische Versuche.)

(Geschrieben im Januar 1802.)

Poesie und Prosa.

Fragmentarische Versuche.

Poesie und Prosa werden gewöhnlich für Gegensätze genommen, im Grunde aber sind sie nur Nebensätze, die einander nicht aufheben, sondern vielmehr ergänzen.

Zunächst reden wir hier nicht von der dürftigsten Bedeutung jener Wörter, wenn sie blos eine Verschiedenheit der äussern Redeform bezeichnen, (die sogenannte gebundne und ungebundne Rede.) Eben so wenig von dem sogenannten Bildlichen oder Unbildlichen des Ausdrucks, oder dem Ungewöhnlichen und Gewöhnlichen in der Wortstellung, wornach es poetische und prosaische Redensarten oder dergleichen Konstruktionen geben soll. Streng

genommen, giebt es keine ungebundne Rede. Jede Redeform ist durch den Inhalt bestimmt, wenn sie keine Unform ist. Durch diese Bestimmung ist sie gebunden. Und eben dieselben bildlichen und unbildlichen Ausdrücke, eben dieselben ungewöhnlichen und gewöhnlichen Wortstellungen werden häufig von Dichtern und von Prosaisten gebraucht, ohne mit der Diktion des Ganzen zu disharmoniren. Ist aber ihr Gebrauch für den Einen mehr erlaubt, als für den Andern, so muß sich auch dies nach dem Inhalt der Rede bestimmen lassen, nämlich nach der Poesie und Prosa desselben.

Unter Inhalt versteh ich hier Alles, was die Rede ausdrücken will, in so fern sie es durch Gedanken-Zeichen (durch Worte) *)

*) Abgesehen von dem materiellen Charakter der Sprache, (als einer Reihe von Lauten und als Bewegung derselben,) der eben in gewissen Modifikationen und Bildungen die verschiedenen äussern Redeformen ausmacht. Die letzten gehören zum unmittelbaren Ausdrucke, welcher

versucht, sowohl also den Gedanken selbst, das Begriflich-Faßbare, als auch das Unbegrifliche, die dunkle Lebendigkeit des Innern, die wir im Allgemeinen Gefühl nennen, für dessen Ausdruck die Gedanken selbst nur gewagte Zeichen sind, und das sie eigentlich nur andeuten können. *) Die Worte, als Gedankenzeichen, sind in der letzten Hinsicht nur mittelbarer Ausdruck.

keinen Gedanken bezeichnet, auch nicht mittelst des Gedankens eine Andeutung des Gefühls, sondern ein unmittelbarer Ausdruck des Lebendigen ist. Dadurch, daß die Bildung des Sprachmaterials einen unmittelbaren Ausdruck derjenigen Gemüthsstimmung giebt, welche der Inhalt durch Gedanken andeutet, entsteht die Harmonie der Form mit dem Inhalt.

*) Inhalt der Rede ist hiernach entweder ein bloßer Gedanken-Ausdruck durch Gedanken, oder eine Andeutung des Lebendigen eben auch durch Gedanken.

Aber zunächst sprechen wir auch nicht von Poesie und Prosa als Inhalt einer Rede. Es läßt sich sehr richtig sagen: Poesie und Prosa könne geredet werden; aber da aller Ausdruck ein Innres aussprechen muß, *) so giebt es Poesie und Prosa, noch ehe sie als Inhalt einer Red' erscheinen. Überdies lassen sich beide nicht blos reden, sondern auch in einem andern Material ausdrücken und verkünden.

Der tiefere Unterschied zwischen Beiden liegt also im Innern des Menschen, auch ohne Tendenz und Zweck des Ausdrucks.

Wie die gesammten äussern und innern Formen des Ausdrucks in prosaische und poetische geschieden werden, und der Inhalt diese Formen gleichgeschieden begründen muß; so muß sich auch Alles, was Inhalt eines Ausdrucks werden kann, mithin das ganze sinnlich-

*) Sey es zur bloßen Erleichterung oder zum Zweck der Verkündigung.

geistige Innre des Menschen selbst, in Poesie und Prosa, oder in zwey verschiednen Tendenzen dieses Namens, scheiden lasse, so daß ihre gegenseitige Supplirung wieder das sinnlich-geistige Leben umfaßt.

Es giebt zwey Haupttendenzen des innern oder sinnlich-geistigen Lebens, unter welche sich alle übrige begreifen lassen:

das Leben in seiner Vollheit, in seinem Dunkel und Licht, in der ursprünglichen Gesammtthätigkeit von Gefühl und Gedanke — zu leben;

und:

den bloßen Gedanken in der (Gedanken-) Reflektion (des Lebens) zu orientiren, oder über das Leben isolirt zu denken.

Die Gesammtthätigkeit des Innern ist das volle ursprüngliche Leben. So unendlich mannichfaltig die Fakten des Innern, wenn wir sie specifisch sondern, sein mögen, sie bleiben Fakta des vollen Lebens, sofern die Gesammtthätigkeit der Kräfte in ihnen herrscht. Sie sind

dann aber auch nur Modulationen oder Regungen eines licht-dunkeln (heiligen) Chaos.

Isolirt sich das Denken, tritt es als Abstraktion aus dem konkreten Gefühl heraus, und beginnt den Versuch, das Lebendige in Begriffen zu reflektiren; so ist zwar auch diese Tendenz des Lebens eine lebendige; aber was sie wirkt oder erzeugt, ist an sich todt: Sie giebt uns eine Zergliederung des Lebens, um uns in seiner Konstruktion, in seiner zusammengesetzten Faktität zu orientiren, aber alle ihre Zergliedrungen sind ein Unleben, und können nur durch die Anahnung, oder Anempfindung der unbegriflichen Verbindung, wieder lebendig werden. Was wir an begriflicher Deutlichkeit gewinnen, verlieren wir an voller Lebendigkeit.

Diese verschiednen Tendenzen, als verschieden werden wir inne, *) so bald sich das Denken isolirt. Vor diesem Ausgang, dieser Iso-

*) Das heißt, sie werden uns (durch Bewußtseyn) Fakta des Innern.

lirung des Denkens aus der Gesammtthätigkeit des Innern sind sie für unser faktisches Bewußtsein nicht da. Bis dahin ist uns das volle Leben — auch die ganze Tendenz des Lebens; diese Tendenz ist dann weder blos gefühlt noch blos gedacht, sondern beides.

Die innre Ankündigung jener verschiednen Tendenzen, als verschieden, hängt nicht ab von der Freiheit des Willens. Wir erfahren sie (diese Tendenzen) im Innern als eine Doppel-Strebung, die sich verkündigen würde, möchten wir ihr Zwecke geben oder nicht. So bald wir aber ihre Verschiedenheit inne werden, und das Bewußtsein auf dieser Verschiedenheit absichtlich verweilt, gewinnen wir eine Fassung derselben. Das Fassen der einen oder andern Tendenz des Innern, so wie das Beziehen der einen auf die andre, (oder die gegenseitige Supplirung) ist frey. Aber Nothwendigkeit ist's, daß jede Fassung der lebendigen Fakten in uns Eine von Beiden seyn muß, (soll die Fassung eine besondre seyn,) oder daß beide Tendenzen in Beziehung gesetzt wer-

den müssen, (soll die Fassung supplirend seyn.) Diese Nothwendigkeit geht eben aus jenem unfreien Faktum des Innern hervor, das wir oben ein Doppelstreben nannten. Begriflich zerlegt, ist es ein unbegreiflicher Widerspruch, nämlich das unendliche Verlangen: das Leben deutlich — zu leben, das unbegrifliche Leben zu begreifen, kurz, das volle Leben (die Gesammtthätigkeit von Gedank' und Gefühl) im Denken, als isolirter Tendenz, doch wieder zu finden.

Ich wag' es, (denn was ist aller Gedankenausdruck anders, als Wagniß,) jene beiden Tendenzen und ihre Fassung: die ursprüngliche und innerste Poesie und Prosa zu nennen.

Die Fassung des vollen Lebens, oder auch nur das Streben nach dieser Fassung, meinem Sinne nach die Poesie in Allem, was poetisch heißen kann, sey es das verschwiegne Innre an sich, oder eine Aussprechung desselben in einer Lebensweise, in einem Kunst- und

Nicht-Kunstwerk. *) Die Fassung hingegen, oder das Streben des isolirten Denkens, der Verdeutlichung oder des begrifflichen Orientirens im Lebendigen, ist mir die Prosa in Allem, was prosaisch genannt werden darf, sey es ebenfalls das verschwiegne Innre selbst, oder eine Lebensweise, ein Kunstwerk, ein Nichtkunstwerk.

Weder in der poetischen, noch in der prosaischen Tendenz vermag der Mensch, sich vollständig zu fassen, so lange jede Fassung isolirt bleibt, und die Kunst nicht (in Klugheit und Freiheit) Annäherungen auffindet und durchsetzt.

Die poetische Fassung will zwar volle Fassung des Lebendigen seyn, aber sie vermag es doch nicht anders, als indem sie das Vorstreben der blos begriflichen Tendenz, wodurch freylich die ursprüngliche Harmonie des innern Lebens gestört wird, das aber doch

*) Das ist, mit oder ohne Konstruktion der Darstellung nach einer Zwecks-Idee.

in dem Wesen dieses Lebens seinen nothwendigen Grund hat, entweder unschuldig ignorirt, oder absichtlich einschreckt. (Ich sage: das Vorstreben dieser Tendenz, eben weil sich in ihr das Denken isolirt von der Gesammtheit der Lebensthätigkeiten, und ein vom Dunkel des Gefühls scharf gesondertes, für sich gebildetes Licht seyn will, da es ursprünglich ein zerstreutes war, und nur als Dämmerung des regen Dunkels durchfloß.)

Die prosaische Fassung ist allerdings noch weniger eine vollständige Fassung des Lebendigen. Alles isolirte Denken kann nur sagen, was über das Leben gedacht wird, nicht aber, wie es in der unbegreiflichen Vermählung von Gedank' und Gefühl innerlich und wahrhaft gelebt wird.

Es liesse sich vielleicht im schweigenden Innern Einer dieser Tendenzen ausschließlich Raum geben, indem man sich entweder ganz dem Licht-Dunkel der Empfindung widmet, oder ganz der kalten Helle des Raisonirens. Ja auch im Ausdruck durch jedes an-

dre Mittel ausser der Sprache, (als einen bestimmten Inbegrif von Gedankenzeichen,) liesse sich die ausschließliche Widmung zur bloßen poetischen Tendenz fortsetzen. In jedem Falle aber würde der Mensch sich innerlich selbst verläugnen, indem er die Doppel-Tendenz des Lebens verleugnet.

Soll es hingegen zum Sprachausdruck kommen, so bedarf die Poesie durchaus der Prosa. Der Mensch muß sich in der heiligen Verworrenheit des sinnlich-geistigen Lebens erst durch isolirtes Denken orientiren, eh' er versuchen kann, in eben dieser Orientirung eine Abzeichnung jener lebendigen Verworrenheit, als einer solchen darzulegen. Und das ist's doch, was der Poet im Sprachausdruck, oder der redende Poet einzig wollen kann. — Das ächt-Konkrete und Unbegreifliche des Lebens muß es dann wagen, durch Abstraktionen und Begriffe sich andeuten zu lassen, denn die Zeichen der letzten sind dazu gewählt. — Dem Poeten in jedem andern Ausdruck ist die Prosa nicht schlechthin nothwendig im Bestreben des

Ausdrucks.) Er verkünde Freud' oder Leid, Verlangen oder Furcht, Lieb' oder Haß, — — in Lauten, in Geberden, ja selbst in Bildungen äusserer Materie; — ein isolirtes Denken, was sich jene Empfindungen zu besondern Gegenständen der Betrachtung macht, ist hier nicht nöthig zur Möglichkeit des Verkündens. Alle jene Ausdrucks-Materialien sind ursprünglich einem unmittelbaren Ausdruck geneigt, der als Ausbruch, als absichtlose Verkündung, kurz, als eine kräftige Strebung des lebendigen Innern zu einer Wirkung nach Aussen erscheint, ohne des Durchgangs durch die begriffliche Tendenz zu bedürfen. — Vom poetischen Künstler ist nicht die Rede, ob wohl auch der Poet als Schauspieler, als Mahler und Bildner, und besonders als Musiker, (abgesehn von dem, wodurch er Künstler ist,) *) die Kultur der begrifflichen Tendenz unendlich weniger bedarf, als der Poet in Sprache. Ja der rein-genialische Instinkt

*) Von der Konstruktion der Darstellung nach einer Zwecks-Idee.

des Rechten, Treffenden, Wahren; und das genialische Talent für die begrifflose Kultur desselben, muß hier sogar eben wieder aus genialischem Instinkt, vor begrifflicher Influenz achtsam bewahrt werden.

Die inn're Prosa hinwieder muß es im Versuch des Sprach-Ausdruckes zum Zweck der Verkündigung hell genug erfahren, daß der Gedanke selbst, als isolirte Lebenstendenz, mit der Tendenz des vollen poetischen Lebens wenigstens das gemein hat, daß ihr Ausdruck eben auch gewagt ist. Auch der Prosaist muß hoffen auf ein tieferes Errathen eines verwandten Innern. Alle Gedankenzeichen lassen sich, ihrer eigentlichen Bedeutung (dem Gedanken) nach, nur wieder durch Zeichen erklären, eine unmittelbare faktische Bestimmung ist nur im Innern des Denkens selbst möglich. *)

*) Aller verkündigende Ausdruck gründet sich auf einen Glauben an die Möglichkeit des Errathens in einem verwandten Innern. Ich sage, auf einen Glauben, d. i. auf eine Zusage, eine Überzeugung im leben=

Die innre Faktität des Denkens überhaupt, und der einzelne faktisch-isolirte Gedank' im Innern, sind an sich eben so unaussprechlich, als die Faktität des heilig-verworrenen Gesammtlebens und dessen einzelne Fakta. — Dazu kömmt, daß das Innre der Gedankenzeichen als solche, oder die innre Form derselben, (abgesehn vom Material, als Laut und Bewegung, — und von dem eigentlichen Inhalte, oder der begrifflichen Bedeutung,) ein Bild, oder besser, eine unbestimmte Bildlichkeit ist, die ursprünglich in der Gesammtfaktität des Gedankens und Gefühls erschien, und welche das isolirte Denken erst späterhin zum Mittel nahm, sich selbst festzuhalten. Der isolirte Gedanke kann nur als Isolirung in der Faktität des Innern reine Prosa heissen. So bald er, der an sich als reines Abstraktum unbildlich ist, sich durch

digen Innern, ohne alle Begrifflichkeit, ob wohl man versuchen kann, — wie eben jetzt geschieht, — ihn begrifflich anzudeuten.

Bildlichkeit bezeichnet, ist ihm die innre Poesie, (die lebendige Verworrenheit des Denkens und Fühlens,) dazu behülflich gewesen. Sie hat ihm ein Bild, ein Konkretum von Licht und Dunkel geliehen, das er freylich zur Bedeutung einer Unbildlichkeit, eines Abstraktums, einer bloßen Lichtzeichnung bestimmt wissen will.

Nur wer sich jener beiden Tendenzen des Innern durch Freiheit ermächtigt, und sie zu Tendenzen seiner innern Bildung macht, kann die poetische Fassung durch die prosaische suppliren. In dieser Supplirung faßt er den ganzen innern Menschen, denn er faßt den begriflichen Widerspruch, der sein Wesen ausmacht, und den man eben darum keinen Widerspruch nennen sollte, sondern Satz und Nebensatz zur Vollständigkeit eines Hauptsatzes. Dieser Hauptsatz ist das sinnlich-geistige oder geistig-sinnliche Leben selbst, die Doppelstrebung: das Leben deutlich zu leben.

Der bessere Prosaist isolirt das Denken, nicht in dem Wahne, das Leben durch Begriffe vollständig auszusprechen, sondern zur besondern Übung und Schärfung desselben, damit es, geschärft und geübt, sich wieder vermähle mit dem Gefühl. Der bessere Poet vergißt nicht, daß jener unendliche Versuch größerer Aufhellung des innern Lebens ihm das eigentliche Aussprechen des letzten ins Unendliche erleichtern kann, ja daß die einzelnen Aktus dieser Aufhellung, poetisch gefaßt, d. h. in die lebendige Verworrenheit des Gesammtlebens zurück genommen, in eben dieser Gesammtthätigkeit immer neue, und doch wahre lebendige Gestalten inne werden lassen, und so der Kreis der Poesie sich intensiv unendlich erweitert.

Es ist Einseitigkeit, seine Lebensansicht und seine ganze Bildung bloß auf Prosa oder bloß auf Poesie zu beschränken, obwohl die künstlerische, nach einer Zweck-Idee vollendete Darstellung der innern Poesie oder Prosa eine

besondre Widmung der Kräfte verlangt, und ein besondres Talent voraussetzt.

Von der freyen Umfassung der isolirten Poesie und Prosa des Innern ist das Mischen der Beiden verschieden, nämlich die innre poetische Prosa oder prosaische Poesie. Man kann die poetische und prosaische Tendenz jede für sich zum Höchsten ausbilden, (wenigstens darnach streben,) und doch beide als gegenseitige Supplirungen zusammen fassen. Aber man kann auch die Supplirung gleich in den Aktus der Ausbildung mit aufnehmen, und dann entsteht ein Poetisiren und Prosairen durch einander. Der gewöhnliche Mensch ist poetische Prosa oder prosaische Poesie; und wenn diese Mischung nach einer Zweck-Idee durchgeführt wird, kann sie sich zu einem würdigen Kunstleben oder Kunstwerk veredeln.

Die traurigste Einseitigkeit ist der Prosaiker, so fern es einen Menschen giebt, der wirklich nichts mehr ist. Ich verstehe darunter ei-

nen solchen, der sich den Wahn angeeignet hat, das Lebendige in uns ließe sich vollständig begreifen, gleichsam durch Begriffe errechnen, und der diesem Wahn alle Mahnungen des Unbegriflichen in seinem eignen Innern verachtend zurückweiset, mag er übrigens von den höhern Abstraktionen der Philosophie, oder vom gemeinsten Handwerk Profession machen. — Durchweg giebt es einen solchen Menschen nicht, oder vielmehr einen solchen Wahn giebt es nicht beharrlich in irgend einem Menschen. *) Freud oder Traurigkeit, Ehr oder Verachtung, Lieb oder Haß werden ihn fühlen lassen, daß

*) Ich sagte: Prosaiker, nicht Prosaist; unter diesem versteh' ich den Ausbilder der prosaischen Tendenz des Innern ohne jenen Wahn, — also mit lebendiger Achtung für das Unbegriffliche. Der höhere Philosoph, oder schlechthin der Philosoph, ist ein solcher. Es versteht sich, im Aktus jener Ausbildung, in andern kann er Poet seyn, auch poetischer Prosaist. Die Namen müssen gelten nach der Bedeutung, die aus dem Obigen folgt.

er ein Herz habe, daß etwas in ihm leb' und wirke, das wahr ist, ohne daß ein Begrif es fassen, ein bloßer Gedank es aussprechen kann. Der Mensch lebt nicht ohne Poesie, er kann es nur wähnen, daß er ohne sie lebe.

Einseitige Poeten bloß im Innern sind eher möglich. Poetisiren sie aber im Sprach-Ausdruck, so wäre Einseitigkeit ein Widerspruch. Sie haben Begriffe gewählt, um Gedank und Gefühl auszusprechen; ihr Ausdruck würde ohne Begriffe seinen unmittelbaren Inhalt verlieren. Die Kultur der begriflichen Tendenz, wenigstens die Kunde dieser Kultur, ist ein nothwendiges Bedingniß ihrer Darstellung. Vergessen sie dies aber im Einzelnen, und giebt ihr Ausdruck zunächst keine begreifliche Reihe von Begriffen, obwohl diese aufs Unbegrifliche deuten sollen, (auf Fakta des heiligen licht-dunkeln Lebens,) so haben sie die Mittel über dem Zweck vergessen, und mögen in diesem Moment immerhin Wahnsinnige heißen.

Die Philosophie, als Kultur der prosaischen Tendenz, mit Achtung und Sinn für die poetische, ist eine hochverehrte Schwester der Poesie. Sey sie auch die jüngere, (wie man sagt,) sie macht die ältere immer wieder neu und jung. Das Licht des isolirten Denkens kehrt immer heller zurück in das rege Dunkel, und immer klarer und klarer wird das innre Leben, ohne seine Wärme zu verlieren, und seine kräftige Regsamkeit. Der Gedanke durchwebte das Chaos der Gefühle ursprünglich als eine trübe schwankende Lichtmaterie; der Philosoph formt diese in der Isolirung des Denkens zu einer an sich kalten Sonne. Aber was schwankende Lichtmaterie war, wird jetzt eine Menge von feinen Strahlen, die heller und reiner in's Innre dringen. Freylich, die Regsamkeit und Wärme des Lebendigen werden sie nimmer beleuchten; *) aber sie beleuchten die

*) Wer das Gegentheil wähnt, ist eben darum kein Philosoph, weil er Poesie nicht achten kann, ihre Strebungen in sich zurückweisen muß, und den Sinn für sie ertöd-

tausend und tausend Gestalten, erzeugt und gebildet von dieser Wärm' und Regsamkeit, und das dunkle Leben freut sich, daß seine Kinder gesehen werden. Der Himmel ist nicht da, wo die Sonne im leeren kalten Äther steht, er ist, wo ihre Strahlen die warme, blühende Erde verklären.

Besonders die redende Poesie empfängt ihr immer neues Blühen, ihre neue und immer andre Jugend als freundliche Gabe der Philosophie. Ist doch selbst der isolirte Gedanke eine Tendenz des Lebendigen. So weit er sich bildet, so weit hat sich eine Tendenz des Lebens gebildet. Umarme du, volles Leben, deinen Sohn auf jeder Stufe der einsamen Bildung,

ten möchte, ob wohl es ihm nimmer gelingen wird. Der ächte Philosoph, in dem Aktus, worin er dies seyn will, kultivirt die begrifliche Tendenz immer mit dem Vorbehalt der Supplirung durch die unbegrifliche.

— diese Umarmungen sind Momente einer ewig jungen, in tausend Zweigen immer neu aufblühenden Poesie. — Solche Momente sind es, die ich z. B. in den kühnen Wagnungen finde, die Phisik und Chemie zu poetisiren, wovon uns unter andern Friedrich Schlegel neuerdings Proben gegeben hat.

III.

Über Kunst.

(Diktirt und geschrieben im Jahre 1800.)

Inhalt.

1. Buchstabirungen, Kunst überhaupt betreffend, und ästhetische Kunst ins besondre.
2. Repetition mit einigen Zusätzen.
3. Über Schlüters Larven.
4. Über Wahrheit im darstellenden Kunstwerk.
5. Über Schönheit.
6. Ein paar kritische Fragen.
7. Stof aus der Geschichte.
8. Hellenik und Romantik.

I.

Buchstabirungen.

Was ist Kunst überhaupt? und was ist ästhetische Kunst ins besondre?

Alle Thätigkeit des Menschen läßt sich sondern in die Thätigkeit der **Natur** und der **Freiheit**. Die Verbindung beider giebt **Kunstthätigkeit**.

Die Naturthätigkeit werden wir inne als ein mannichfaltiges Regen und Wirken des innern und äußern Lebens, ohne einen Zweck, den wir selbst diesem Regen und Wirken gestellt haben. Sie ist mit dem Seyn des Menschen gegeben, er findet sich in ihr, und vermag bloß durch seinen Willen nichts gegen sie, obwohl er sich in diesem erheben kann über sie.

Man kann sie auch Thätigkeit des Müssens nennen, mit dem Zusatz, daß eine glückliche Erahnung oder Erforschung ihrer Gesetze uns ihre Lenkung möglich mache.

Die freye Thätigkeit ist Aufstellung eines Zwecks, Selbstsetzung einer Vorstellung als eines Strebepunkts. Sie gilt bloß im Gebiet des Willens als solchem, d. h. die Zwecke werden von uns gesetzt, und sind dadurch unsre Zwecke, wir wollen sie erstreben; aber die Erstrebung ist nicht schon im Aufstellen des Zwecks mit begriffen, es wäre denn, daß es uns Zweck wäre, nur einen Zweck uns aufzustellen, d. h. ihm nachstreben zu wollen. Kurz, die freye Thätigkeit ist die Thätigkeit des Wollens. —

In so fern die Erreichung eines Zwecks ausser dem Gebiet des Willens liegt, (nicht schon im ernstlichen Wollen vollendet ist,) kann sie nur von einer glücklichen Vereinigung der Freiheit mit der Natur gehoft werden. Der letzten sind die Mittel des Erreichens abzuge-

winnen. Hier muß gewählt werden nach dem freyen Zwecke und nach dem Vermögen der leistenden Kräfte.

Alle Versuche, einen Zweck ausserhalb dem Gebiete der Freiheit, (also im Gebiete der Natur,) zu realisiren, sind Kunst-Versuche.

Selbst die moralische Bildung ist Kunst in diesem Sinne. Das moralische Gesetz befiehlt zwar unmittelbar dem Willen, und ist ganz erfüllt, wenn es der Wille in seinem Gebiete erfüllt, wenn es höchste und ernste Absicht geworden, womit also die Kunst nichts zu schaffen hat. — So bald aber jenes Gesetz durch das Gebiet des Willens hindurch in das Gebiet der Natur-Produktion hinaus wirken soll, und so bald z. B. von einer vollendeten harmonischen Bildung des Menschen im Wollen und Mögen (der Neigungen) die Rede ist, ist auch die Rede von Kunst, oder von politischer Behandlung der Bedingungen des Müssens, (der Natur-Gesetze,) zur Erreichung eines freyen Zwecks.

Jedes Produkt dieser Thätigkeit ist Kunst-Produkt im allerweitesten Sinne, so daß ihm nur Produkt der Natur und reines Produkt der Freiheit entgegensteht. (Reines Produkt der Freiheit ist blos ein bestimmter Wille, ein selbst gefaßter bestimmter Zweck, als solcher.)

Das Kunst-Produkt kann mit der Kunstthätigkeit Eins seyn, der Gattung nach. Es ist dann eine Kunsthandlung, eine Kunstverrichtung, die in sich selbst geschlossen ist. Dahin gehören z. B. alle willkührlichen und zum Theil erlernten Bewegungen blos als solche, d. h. ohne dadurch ein geschiednes Werk zu formen.

Ist das Produkt nicht der Gattung nach Eines mit der Kunstthätigkeit, sondern stellt es die letzte in einem gesonderten Abdrucke dar, so ist es ein Kunstwerk, (im allerweitesten Sinne.) —

Ich wiederhole: die Rede ist von Kunst im allerweitesten Sinne, so daß der Karakter

alles dessen, was jemals mit diesem Namen bezeichnet worden, umfaßt wird. Kunst begreift alles Können, insofern es das Müssen (die Natur) und das Wollen (die Freiheit) verbunden zeigt, kurz, ein Thun, dessen Ziel durch das Wollen bestimmt ist, und dessen Mittel aus dem Gebiete des Müssens genommen werden.

Enger ist der Begrif der Kunst, wenn wir nur diejenige Thätigkeit so nennen, deren Produkte eigne Erfindungskraft oder seltne Grade der Geschicklichkeit in Darstellung und Ausführung, gemäß einer klaren Absicht dokumentiren, oder insofern sie dies thun.

Der Grund dieser Beschränkung läßt sich schon aus dem weitern Begriffe ableiten. Sobald es zweifelhaft ist, ob nicht statt des Wollens der bloße Instinkt als feinerer Naturmechanismus thätig gewesen, ist auch die Kunstthätigkeit zweifelhaft. Wer kann z. B. mit

voller Gewißheit darthun, daß der Bienenbau ein bloßes Natur-Produkt, oder daß er ein Kunst-Produkt sey? Wir reden von den Künsten der Thiere nur insofern wir ein Wollen bey ihnen voraussetzen. Ein Wollen aber, und ein Ausführen desselben durch das Gebiet des Müssens, ist gar nicht ohne Erfindungskraft und Geschicklichkeit zu denken, wenn nämlich vom ersten Gelingen die Rede ist, und insofern die spätere Fertigkeit nicht zur Natur-Mechanik herabsinkt. So hat z. B. das Kind zwar das Kunststreben schon frühe, einen gefälligen Gegenstand zu fassen, aber noch fehlt ihm die Geschicklichkeit des sichern Ergreifens. Späterhin sinkt diese Geschicklichkeit zum Naturmechanismus, Arm und Hand sind gleichsam eingewöhnt, richtig zu greifen. —

Eben die Voraussetzung, daß manche ursprüngliche Kunstthätigkeit zu einer instinktartigen und naturmechanischen Fertigkeit werden könne, so daß erfindungslose und eingelernte Nachahmung an die Stelle der frühern Em-

pfindung und Geschicklichkeit trete, hat den engern Kunstbegrif erzeugt, wonach wir das Gebiet der ursprünglichen Kunst-Produkte selbst wieder in mechanische oder instinktartige, und in eigentliche Kunst-Produkte scheiden.

Ist noch Erläuterung nöthig, so stehe sie hier.

Auch die gemeinsten Geräthe sind einmal erfunden, und der Erste, welcher mit Zweigen und Thierfellen ein Obdach zu bilden versuchte, war im weitesten und engern Sinne ein Künstler, wofern, oder insofern man nicht an der Absichtlichkeit seines Versuchs, und an gewählter Thätigkeit zu Erreichung der Absicht, zweifeln, und das Produkt dem Instinkte zuschreiben kann, wie etwa den Wachs-Bau der Bienen. Wenn wir hingegen die Kunst-Produkte, (als Gegensatz der Natur-Produkte,) selbst wieder in Hand- und Maschinenwerke, und in eigentlichere Kunstwerke eintheilen, so leitet uns eben dieser Unterschied des erfindungslosen Nachmachens, oder eines gemeinen

Grads der Geschicklichkeit, mit Spuren einer mehr oder weniger geringen Absichtlosigkeit oder eines Mangels selbst gewählter Thätigkeit verbunden, — und das Gegentheil davon. Die gegenwärtigen häufigen Exemplare von ordinären Geräthschaften und dergleichen sinken gleichsam zu Naturprodukten hinab, da sie in ihrer Gemeinheit immer weniger und weniger an das erste Erfinden erinnern.

Die sämmtlichen Künste im engern Sinne lassen sich nach ihren Hauptabsichten oder Zwecken, (jede gewählte Thätigkeit hat einen Zweck,) eintheilen in phisisch-nützliche, scientifisch-erläuternde, oratorisch-wirkende und rein-ästhetische.

Die Zwecke sind: phisische Brauchbarkeit, wissenschaftliche Erläuterung, praktisches Interesse, und freyer sinnlich-geistiger oder geistlich-sinnlicher (d. i. ästhetischer) Lebensgenuß.

Nach dem Werthe dieser Absichten scheiden wir auch hier wieder Kunst von Kunst, und bestimmen die Würde des Talents in seinen Gattungen nach den niedern und höhern Zwecken, denen es zusagt; da hingegen die Achtbarkeit der Art, nach den Graden des Seltnen in der Erfindung und Geschicklichkeit, und die Schätzbarkeit desselben nach dem Umfange der Leistungen bestimmt wird.

So stehen wir an, das mechanisch-erfinderische Talent Kunst-Talent zu nennen, insofern es blos dem rafinirten Bedürfnisse unsrer Thierheit arbeitet, obwohl es in den Graden der Erfindung den höchsten Punkt erreicht haben, und in seinen Leistungen unentbehrlich seyn mag u. s. w. So legen wir den höchsten Kunst-Werth auf das vollendete ästhetische Produkt, weil es den Menschen in seiner ganzen innern Vereinigung, in seinem wahrhaften Leben als einen lebendigen Frieden ausspricht, gesetzt auch, es zeigte weniger Erfindungskraft, als irgend ein kühnes Maschinenwerk, und aller Welt schien es entbehrlich.

Die Produkte der phisisch-nützlichen Künste sind einzig nur dadurch vom Handwerk unterschieden, daß sie eigne Erfindungskraft und einen seltnen Grad der Geschicklichkeit dokumentiren. In wie fern und je mehr sie dies thun, in so fern und desto mehr steigt ihr Kunstwerth. Eine noch so vielfach zusammen gesetzte und vielwirkende Maschine ist in der blossen Kopie, als solcher, das Kunstwerk nicht mehr, welches das Original ist, und nur als Exemplar des letzten kann sie in uns eben dieselbe Bewundrung erwecken, wie die unmittelbare Erfindung.

Von Kunstprodukten eines wissenschaftlichen Hauptzwecks gilt eben dies. z. B. treue Natur-Abbildungen, wenn sie hauptsächlich erläutern sollen, müssen entweder in der eignen Art der Fassung und Aufstellung des Gegenstandes zum Zweck der Erläuterung, oder in der seltnen Geschicklichkeit des Darstellens ihren höhern Kunstwerth behaupten; oder sie müssen noch mehr leisten, und etwa den Hauptzweck der ästhetischen oder schönen Kunst sich

zum Nebenzweck gestellt haben. — Auch eine philosophische und mathematische Abhandlung kömmt in dieses Kunst-Rubrum zu stehn. — Das Philosophiren ist eine Kunst wissenschaftlichen Zwecks, und ein gegebenes philosophisches System ein Kunstprodukt dieser Art. Es will das Innre des Menschen für das Verstehen darstellen, erläutern, erklären. Eben erst in dieser Auffassung im Verstande wird sein Inhalt eine Kunde, eine Kenntniß, eine theoretische Lehre, eine Wissenschaft.

Werke eines oratorischen Hauptzwecks sind auf Wirkung in Gesinnungen berechnet. Sie streben nach Erweckung gewisser Gemüthsbewegungen, (von der angenehmsten bis zur widerlichsten) nicht wegen dieser Bewegungen an sich, sondern in vorausgesetzter Wahrscheinlichkeit, daß sich der Anschauer oder Zuhörer nach den lebhaft erweckten Bildern und Gefühlen auch in seiner Gesinnung oder seinem Entschluß bestimmen werde.

In so fern dies ohne tiefern, nicht blos kritischen, sondern genialischen Blick ins mensch-

liche Gemüth, ohne vorzügliche Klugheit und Gewandheit, oder Muth und Energie unmöglich ist, und in so fern aus dem Werk selbst diese Talente, Kräfte und Fertigkeiten heraussprechen, verdient das oratorische Produkt den Kunst-Namen.

Die rührende Vorstellung eines Kindes von dem hülflosen Zustande seiner kranken Ältern und Geschwister, der Noth und dem Jammer des dürftigen Hauses, hat zwar auch einen oratorischen Hauptzweck, kann aber nur dann im engern Sinne Kunst-Produkt heißen, wenn Absichtlichkeit und Geschicklichkeit durchschauen. In geglaubter Naivetät sieht es einem Natur-Produkt des tiefbewegten Gemüths ähnlich. Ein mechanisches Produkt würde es seyn, wenn man dem Kinde das Nachbeten gelernter Formeln anhörte.

Man denke sich Abbildungen gewisser Charität-Gestalten, normalisch oder individuell aufgefaßt, weise geordnet, lebendig dargestellt, zum Zweck des schaudererweckenden Belehrens über die modernen Folgen eines Magdalenen-

Lebens, und man denke sich das Bild einer menschlich-würdig-büssenden Magdalene. — Dort hat man ein oratorisches, hier ein ästhetisches Kunstwerk.

Der ästhetische Künstler hat nämlich die Hauptabsicht, den innern Menschen zu erbaun, im edelsten Sinn dieses Worts, durch lebendige Aussprechung des schon erbauten innern Menschen.

Hier müssen wir eine Nebenbetrachtung anstellen, um möglichst verstanden zu werden.

Schon die Geschäfte der Nothdurft im mühevollen äussern Leben, das dumpfe Nachmachen so vieler zur sinnlichen Existenz, zu leiblichem Wohlseyn nothwendiger Gemeinheiten, wobey die edelsten geistigen Kräfte im Schlummer gehalten werden, obwohl sie in diesem Schlummer unruhig träumen; Kummer und Sorge, Gefahr und Angst, Wunsch und Hofnung im Streit mit Zweifel und Furcht, machen das innre Leben des Menschen zu einem disharmonischen; es ist dem innern Leben

nicht wohl, weil es vom äussern bedrückt wird. Dazu kömmt der praktische Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, so wie das theoretische Streben, wornach wir das lebendige Innre in gesonderte Begriffe, in kalt-ruhige Gedankensysteme fassen und so überschauen möchten, da wir auf diese Weise doch nur todte Fragmente ordnen, und unzufrieden sind, wenn das Unmögliche nicht gelingen will.

Nur der lebendige Glaube: dieses Unwohlseyn des innern Lebens werde sich auflösen in ein ungetrübtes Wohlseyn, und jede Dissonanz oder Trennung strebe nur dahin, eine große Mannichfaltigkeit dieses Wohlseyns vorzubereiten, mit einem Worte, die Religion ist die ursprüngliche Erbauungskraft des Menschen, und giebt ihm eben jenes Wohlseyn in seligen Stunden des Vorgenusses; in diesen Stunden ist er innerlich erbaut. Alle Gegenstände der innern und äussern Welt, wenn sie nicht nothwendig diese Stimmung zerstören müssen, wenn sie nicht Erscheinungen sind, worin sich der Mensch gemein und niedrig, oder

überwältigt und zertreten zeigt, — alle sonstigen Harmonien und Disharmonien gewinnen ihm jetzt den Karakter des mannichfaltigen Strebens zur allgemeinen Harmonie. Mit manchen Gebrechlichkeiten und Mißverhältnissen scherzt er, manchen Entsetzlichkeiten sieht er mit ruhigem hofnungsvollem Blick in das Auge, und Symbole der Harmonie umarmt er inniger.

Diese Stimmung ist zugleich die ästhetische, und sicher ist noch kein ästhetischer Künstler ohne dieselbe mit Glück an sein Werk gegangen, auch wenn er in seinem Gedankensystem den Glauben verworfen hätte. Selbst ein Werk des reinen satyrischen Muthwillens kann nur in so fern ästhetisch seyn, als mit Gebrechen, Fehlern und Mißverhältnissen auf eine solche Weise gespielt wird, daß sie der Idee des Bessern nicht als bedeutende Feinde, sondern als noch unerzogne Kinder entgegen gestellt sind. Diese Fassung ist in unserm Sinn eine religiöse.

Nur dadurch, daß die ästhetische Kunst diese Erbauung des Gemüths, diese Vereinung

des Geschiednen, diese Herstellung des sinnlich-geistigen Innern in vollem Frieden, in Freundschaft und Liebe seiner lebendigen Kräfte ausdrückt, wird sie selbst Seelen-erbauende Kunst.

Das Streben, jene Harmonie (sey sie auch nur eine kurze Stimmung) an den mannichfaltigsten Gegenständen durch das verschiedenste Material und sowohl in Handlungen als Werken darzustellen, ist das rein ästhetische.

Gegenstände der äussern und innern Welt (Erscheinungen für die äussern Sinne und die in unserm Gemüth) faßt der ästhetische Künstler in der Phantasie so auf, ordnet sie so, und stellt sie so dar, daß sie bey aller ihrer Verschiedenheit und nach Maasgabe ihres Natur-Charakters so wie des Materials, womit er sie darstellt, den gemeinsamen Eindruck vermögen, den Eindruck einer leichten und freyen Erhebung des ganzen Gemüths, indem er darin eine Beleuchtung oder Betönung, (oft nur eine Nuanze, einen Akkord, oft ein ganzes Gemähl-

de, eine vollständige Symphonie) des selbst schon erhobnen lebendigen Gemüthes darstellt.

Ich sagte: nach Maasgabe des Natur-Charakters der Gegenstände; denn nur nach diesem ist die Gemüths-Erhebung anders modificirt in Beschauung der göttlich-fröhlichen Wildheit des jugendlichen Bachus, der vollendeten und unsterblichen Jugend-Schöne in der besonnen-muthigen Gestalt des Apollo, der vollendeten jungfräulichen Weiblichkeit im zartgeschmiegten Bilde der Venus u. s. w. — von einer Seite bis zum göttlichen Menschen im Kampfe mit den phisischen Kräften eines schauderhaften Schicksals, dem Laokoon, — von der andern Seite bis zum göttlichen Unmenschen, einer M e d e a, die mit besonnenem Triumph sich das eigne Mutterherz in ihren Kindern durchstochen hat, um die kalte Untreue des glühend geliebten Gatten rächend und ewig zu strafen! —

Man hat die Foderung an den ästhetischen Künstler oft so ausgedrückt: Er geb' uns Wahrheit und Schönheit in Harmonie, oder in

friedlichem Vereine. Auch wir können dies beybehalten, wenn wir uns darüber näher zu erklären suchen.

Wahrheit geht hier sowohl auf den Gegenstand, durch und an dem die ästhetische (geistich-sinnliche, d. i. lebendige) Harmonie des Gemüths ausgedrückt werden soll, als auf die Möglichkeit dieser Harmonie. Der Gegenstand kann aus der Innen- und Aussen-Welt genommen werden, er kann als Bild einem Dinge der äusserlich-erscheinenden Natur entsprechen; und er kann selbst ein reines Faktum des Gemüths seyn. Beide sind uns in der Darstellung wahr, insofern wir einer ähnlichen oder vielmehr gleichen Auffassung derselben fähig sind, insofern wir ihre Möglichkeit bey der Wirklichkeit der Darstellung gleichsam nach erfahren. Eben so müssen wir auch die Möglichkeit der ästhetischen Harmonie, welche sich über diese Auffassung verbreitet, die Möglichkeit, daß über einen so gefaßten Gegenstand die betrachtende, empfindende und aussprechende

Seele in leichter und freyer Erhebung in einem lebendigen göttlichen Frieden bleiben kann, selbst inne werden, wenn sie uns Wahrheit seyn soll.

Die Foderung der Schönheit geht hingegen nicht unmittelbar auf den Gegenstand, sondern eben auf die lebendige Harmonie der Seele, die ihn umleuchtet, insofern er in der gegebenen Fassung diese Harmonie nicht unwahr macht. (Alle Dinge der Natur- und Kunstwelt, und alle Erscheinungen des äussern und innern Sinnes, sind nur schön, wenn sie uns als ein Symbol oder Produkt des Seelenfriedens ansprechen. In diese tiefe Quelle hat alles Philosophiren und Poetisiren über die Schönheit sich hinabzutauchen.)

Jene Harmonie kann in einem Kunstwerke ihr eigner Gegenstand werden, (besonders in der Musik und Poesie,) dann bildet sich das liebenswürdigste Werk. *) Aber auch manche

*) Auch in allen andern Künsten, insofern ihre Produkte blos als Form zu nehmen

Disharmonie des Gemüths, wie z. B. alles Erhabne, kann Gegenstand seyn, an und über dem ein lebendiges Gemüth das ästhetische Licht seiner eignen Schönheit leuchten läßt. Blos hiernach giebt es ästhetisch-schöne, ästhetisch-erhabne Werke. — Ein harmonischer Sinn

sind. Was anders gefällt uns z. B. in den Verhältnissen einer schönen Vase, abgesehn von ihrer phisischen Brauchbarkeit, als das Symbol der leichten Harmonie des Mannigfaltigen? und wo ist das Urbild hierzu anders, als im harmonischen Gemüth? — Eine schöne Vase ist ein liebenswürdiges Werk, und ich kann es sehr gut inne werden, wie man die stille und friedliche Gestalt in Gedanken umarmen und küssen möchte.

Als Nebenwink geb' ich: daß Vers und Reim der Poesie, wenn sie auch aus dem Karakter des Gegenstandes sich nicht erklären liessen, als Verbreitung der ästhetischen Harmonie des bildenden Gemüths über den Gegenstand, zu würdigen sind. So spielt die gläubige Kunst auch mit dem Entsetzlichen.

spreche über das Harmonische und Disharmonische der innern und äussern Erscheinungen; Sein Sprechen bildet ein ästhetisches Produkt, sey es eine Handlung oder ein Werk. Er ist eine Beleuchtung sowohl der Innen- und Aussen-Welt, ihrer Ruh' oder Unruhe, ihrer heitern oder trüben Parthien und Momente, ihrer Gewißheit oder Kleinheit, ja ihrer Schönheiten oder Mißgestaltungen und Entsetzlichkeiten mit dem göttlichen Strahl eines friedlich-lebendigen Gemüths. Darin liegt die ästhetische Schönheit eines Produkts, daß es dies Licht, wie aus sich selbst heraus, über sich selbst zuverbreiten scheint, daß es, nach allen Biegungen, Glätten und Unebenheiten des Gegenstandes, ein eben so mannigfaltiges Spiegel-Abbild wird jenes harmonischen Sinnes. Man denke an den Laokoon, man denke an den Solo, und empfinde, um wie viel ruhiger, ja selbst aus Empörung, wir diese Disharmonie anschauen würden, wenn sie zu oratorischen Zwecken blos als lebendige Disharmonien gebildet wären. (Sie könnten vielleicht noch er-

habne Werke seyn, aber ästhetisch-erhabne waren sie nicht.)

Wir sagten, die Fodrung der Schönheit an ein ästhetisches Werk geht nicht unmittelbar auf den Gegenstand, und wir müssen hinzufügen: sie läßt sich nicht positiv, sondern negativ auf ihn anwenden. Er sey nicht von der Art, oder auch nicht in derjenigen Fassung, wodurch es der ästhetischen Harmonie unmöglich wird, sich mit ihm zu vermählen. Das wahre Kunsttalent wird sich hier in Wahl und Fassung nicht irren.

Für die Malerey z. B. giebt es vom sogenannten Stillleben bis zur Feuersbrunst oder zur Schlacht, vom Ugolino im Hungerthurm bis zur Verklärung oder Himmelfahrt Christi Gegenstände genug, die in genialischer Umschaffung oder Auffassung, Ansichten, Partien und Momente der ästhetischen Abbildung darbieten. So für alle Künste.

Vieles im Leben Gemeine und Niedre, und vieles in der Wirklichkeit Entsetzliche gestattet

durch Anschöpfung, oder Abgewinnung des rechten Moments und der rechten Situation eine ästhetisch würdige Fassung. Der Mensch im kleinlichen, niedern und phisisch dürftigen Leben erscheint liebenswürdig in heitrer, liebevoller Geschäftigkeit, in muntrer Freude, in zufriedner Ruhe. Er lasse sich zu den kleinlichen Umgebungen herab, er spiele mit ihnen, wie ein Vater mit Kindern, ohne selbst kleinlich und kindisch zu werden. Der Mensch, im Kampf mit entsetzlichen Naturgewalten, erscheint erhaben, er siege oder falle; nur sey die Ohnmacht eine phisische, und, wenn auch nur durch würdige Geduld oder religiöse Ergebung, bleib er innerlich triumphirend. So sey er vom Künstler aufgefaßt, oder gedichtet, das sey ausgesprochen in seinem Bilde! Nur unter solchen Bedingungen der Veredlung kann der sonst gemeine und niedre, oder der furchtbare und entsetzliche Gegenstand in der Natur die Fähigkeit gewinnen zu einer schönen Erscheinungsweise in der Kunst, obwohl das bloße Aussprechen jener Ideen in einem Kunst-

werk nicht an sich die Schönheit desselben ausmacht.

Wo jene Veredlung des Stofs durch Ideen nicht Statt findet, wo der Mensch in der ihn umfangenden Dürftigkeit selbst dürftig und elend, — oder vom mächtigen Unglück durchaus zertreten erscheint, da ist er und jeder Gegenstand, der dies ausspricht, oder andeutet, der ästhetischen Darstellung unfähig. (Nicht so der wissenschaftlich-nützlichen, oder auch der oratorischen.) — Es kann dem menschlichen Gemüth in beschaulicher Ruhe, im friedlichen Vorgefühl harmonischer Auflösung, nicht entsprechen, (und also auch nicht schön seyn,) was ein Wesen unsrer Gattung in seinem Haupt-Charakter schlechthin als elend, gemein und niedrig, oder in einem Zustande darstellt, in welchem es unter gemeinen Kräften völlig (am Äussern und Innern) erliegt. —

In einem der folgenden Thematen, worin von den Schlüterschen Larven gesprochen wird,

findet sich Manches, was zur nähern Erläuterung der letzten Sätze beytragen kann.

2.

Repetition mit einigen Zusätzen.

Die phisisch nützlichen Künste, als solche, sind Raffinements für ein sicheres, bequemes und angenehmes phisisches Daseyn. Die Geistestalente und Geschicklichkeiten sind hier im Dienste des thierischen Wohlseyns; diese Thätigkeit kann dem Menschen nicht an sich, sondern nur als Bedingung einer freyen Geistes-Kultur unter der gegebnen sinnlichen Abhängigkeit lieb und werth seyn. Er hat sie überhaupt ökonomisch zu achten.

Die wissenschaftlichen Künste, als solche, sind erläuternd, erklärend. Sie können theoretische Künste genannt werden. Sie bemühen sich für die Richtigkeit in der Vorstellung, Fassung, Anschauung eines Gegenstandes zum Zweck eines systematischen D e n k e n s darüber.

Die oratorischen Künste, blos als solche, streben nach Erweckung gewisser Empfindungen, gewisser Gemüthsstimmungen, in Bezug auf eine wahrscheinlich damit harmonirende Gesinnung, einen dadurch zu bestimmenden Entschluß.

Die ersten beyden Künste haben ihren Grund in Geschiedenheiten des Menschen, und sie liefern etwas für die Bedürfnisse dieser Geschiedenheiten, als solcher. (Sinnlichkeit, Denkvermögen.)

Die pragmatische hingegen geht schon vom Lebendigen aus, und rechnet auf Lebendiges, auf eine Verknüpfung des Denkens und Empfindens im lebendigen Innern des Menschen. Harmonie und Disharmonie aber sind ihr dabey gleichgültig. Sie will eben so gut empören, als erheben, eben so gut niederdrücken, als beruhigen, wenn sie nur ihren pragmatischen Zweck erreicht.

Den ungetheilten lebenden Menschen in (sinnlich-geistiger) Harmonie, zu seiner eignen

freyen Beschauung, (wie in einem Spiegel) wollen die ästhetischen Künste darstellen. Das äussre und innre Leben, wie es von jenem harmonischen Sinne beschaut wird, und in so fern es von ihm, ohne sich selbst zu zerstören, beschaut werden kann, wollen sie lebendig aussprechen.

Die Philosophie, als wissenschaftliche Kunst, möchte das Innre des Menschen in Gedankenbuchstaben (unter Begriffe) bringen für die Fassung (gleichsam Buchstabirung und Lesung) des Gedankens. Vieles bleibt hier unbezeichnet, bleibt den Buchstaben der Begriffe unaussprechlich.

Die oratorische Kunst versucht schon dies Unaussprechliche auszusprechen; nicht für das geschiedne Denken, sondern für's ganze, lebendige Gemüth. Das lebendige Gemüth will sie dem lebendigen Gemüthe darstellen, die Fassungen und Thätigkeiten des Geistes durch Sinnlichkeit, Phantasie, Empfindung, durch Verstand und Vernunft sollen nicht getrennt, sondern

im Ganzen erscheinen, mit ihnen allen stürmt, oder dringt sie, oder schmiegt sich auf alle, um alle, ob sie ihnen einen praktisch-lebendigen Entschluß abgewönne.

Die ästhetische Kunst will auch das Lebendige lebendig aussprechen, aber nur das Schöne, das Friedlich-Lebendige, nur den harmonischen Gesang des Innern will sie singen und spielen, und zwar mit der einzigen Absicht reiner Unschuld, daß er vernommen und nachempfunden werde.

Die Organe oder Instrumente, womit sie dies versucht, sind verschieden, eben so die grössern oder kleinern Partien des Gesanges, eben so die Tonarten der Charaktere. Manches Kunstwerk spricht nur eine Nuanze aus, u. s. w.

Die Regung und Kraft des Lebens, des äussern und innern, wie es vom geistigen Innewerden thätig und leidend gefaßt wird, macht dem Menschen die Brust beklommen, er will

damit hinausdringen, und sein geistiges Innere in der Sphäre des Materiellen verkünden. Er will das Materielle bilden, daß es, nur unter Bedingungen, die von dem Material schlechthin unzertrennlich sind, irgend einem Lebendigen seines Innern zusage.

Er thut dies schon im gemeinen Leben, in der ganzen Sphäre des Ausdrucks, der ihm zu Gebote steht, theils blos um seine Beklommenheit zu lösen, theils um sonst etwas zu wirken; vorzüglich sind seine Zwecke oratorisch. Es kömmt hier nicht darauf an, ob er eine Harmonie oder Disharmonie des innern Lebens aussage. Nach einer Wahl der Gegenstände, worüber er sich ausläßt, ob sie selbst eine Disharmonie, oder gar eine Harmonie sind, gegen welcher er zürnt und dergl., ist hier auch nicht die Frage. Diese Gegenstände dringen sich ihm auf.

Indessen liegt doch schon hierin das genialische Streben, nämlich das lebendige Innre lebendig auszudrücken, ungetheilt, wenn auch nicht in Harmonie. —

Aber das Streben, den lebendigen Frieden der Seele zu verkünden, wie er sich verbreitet über das Friedliche und Unfriedliche der äussern und innern Welt ist ästhetische Genialität.

Um die schöne Beklommenheit dieses religiösen Genies stellen sich die ästhetischen Künste, und bieten ihm freundlich Ton und Wort, Geberde, Bewegung, Farb' und Masse, als Instrumente des Verkündigens dar, die sie ihm stimmen wollen.

Das Wählen und die Art des Fassens der Gegenstände, so daß sie auch in ihrem eignen Unfrieden dennoch friedlich beschaut werden können, läßt sich theils als Genialität, theils als Kunstfertigkeit betrachten. Das Auffinden aber der Bedingungen des Darstellens nach dem Vermögen des Materials, das Würdigen und Ordnen derselben, kurz die ganze Disziplin des Ausdrucks zum Zwecke der möglichst vollkommensten Verkündigung, ist allein künstlerisch im Kunstprodukt.

Die Verschiedenheit in den Arten der ästhetischen Künste muß sich aus der Verschiedenheit des Materials erklären lassen, in so fern sie überhaupt zu erklären ist. Sie wollen Alle das innre Leben verkünden und abbilden. Die eine spricht mit dem Material ihres Ausdrucks diese Nuanze besser aus, die andre mit dem ihrigen besser eine andre; das eine Material bildet diesen Gegenstand, über dem die Harmonie des Gemüths als ein göttliches Licht glänzen soll, reiner und wiederstrahlender ab, ein andres einen andern.

Das ästhetische Kunstwerk, aber auch das wahrhaft oratorische, so wie jedes andre, in so fern es ästhetischen oder oratorischen Mit-Zweck hat, ist darum für die Betrachtung unendlich, weil es ein Leben lebendig ausspricht. Es steht als ein Geheimniß da, wie der Mensch selbst, und jeder kann darin auf die mannichfaltigste Art ein Studium des Lebendigen anstellen. Seine Forschungen und Ansichten werden ewig verschieden seyn, wie die Forschungen

und Ansichten des lebendigen Menschen. Niemals wird sich die Kunstkritik über ein gegebnes Werk dieser Art allgemein schliessen, so wenig als das Studium eines lebenden Individuums. Das Höchste, was hierin geschehen kann, ist, daß sich Mehrere darüber vergleichen, es sey ein hohes Kunstwerk, wie man sich etwa im Urtheil über den innern Charakter eines Menschen vergleicht, wenn Mehrere sagen, es ist ein großer Mann, obwohl sie meistens streitig werden, so bald gefunden werden soll: wie er es ist.

Alle Kunst-Gattungen, die phisischen, wissenschaftlichen, oratorischen und ästhetischen, lassen sich auf mannichfaltige Art in einem und demselben Produkt gesellen, und zwar sowohl nach gleichverbundnen, als untergeordneten Zwecken. Am häufigsten finden wir phisisch nützliche Kunst mit ästhetischer vereint, und viele ästhetischen Produkte haben den Schein eines oratorischen Nebenzwecks.

Die Verschiedenheit der Gegenstände sowohl, als des Materials der Aufstellung, bey der phisischnützlichen Kunst, oder der Ausstellung bey der wissenschaftlichen, — oder der Darstellung bey der oratorischen und ästhetischen, (denn so verschieden ließen sich nöthigen Falls jene ähnlichen Worte brauchen,) bildet die speciellen Neben- und Ab-Ordnungen, die Mit- und Unter-Arten.

Gegenstand und Material der Kunst, wie ist's unterschieden? Ist die Frage noch nöthig, so müssen wir umfassender fragen, damit wir umfassender antworten können. Total-Idee des Strebens, besondrer Gegenstand, und Material des Ausdrucks, wie sind sie unterschieden?

Die Idee des Kunst-Strebens ist der Grund jener (vor der Hand) in vier Klassen geschiedner Hauptzwecke. Eine kritische Untersuchung geht hiernach auf den Endzweck des Kunststrebens, nämlich: 1) die thierische Existenz des Menschen soll (ein jeder Zweck ist

ein Soll) sichrer, bequemer und angenehmer werden, das ist die Total-Streb-Idee; — 2) der Mensch soll sich und die Welt in Gedanken, in allgemeine Begriffe, in allgemeine Anschauungen fassen und vorbilden, (Total-Streb-Idee; — 3) Ein lebendiges Innre soll sich verkünden, um ein andres lebendiges Innre für bestimmte praktische Zwecke zu gewinnen, (Total-Streb-Idee.) — Endlich 4) ein lebendiges Innre will sich in seiner Harmonie verkünden, bloß um sich zu verkünden. (T. St. J.)

Gegenstände der Strebungen sind die besondern Dinge, die von diesen ergriffen, und schon im Gemüthe gebildet werden, um sie hernach in irgend einem schicklichen Material äusserlich erscheinbar zu machen.

Z. B. Die Idee einer Maschine, eines Geschirrs, eines Instruments, (zu phisischem Kunstwerk) auch einer mechanischen Verfahrungsweise, eines Handgrifs u. dgl. (zu phisischer Kunsthandlung) — desgleichen die rich-

tige Gattungs-Anschauung eines Thiers, einer Pflanze, oder die Bildung eines Systems von Beobachtung, Forschungen, Schlüssen über Ordnung und Zusammenhang, über bestimmte äussere und innre Erscheinungen nach klaren Gedanken-Prinzipien, (zu wissenschaftlichen Kunst-Ausstellungen;) — ferner die Heraushebung des Anlockenden einer bestimmten Gefährlichkeit, des Erhabnen einer bestimmten Entsetzlichkeit, des Unedeln einer bestimmten Großheit, des Abscheulichen einer bestimmten Kühnheit, ja des Nichtswürdigen einer gegebnen Rechtlichkeit (zu oratorischer Darstellung;) endlich auch: Lieb' und Haß, Lieb' und Gegenliebe, Freud' und Traurigkeit, Großheit und Kleinheit, Edelmuth und Schwäche, Entsetzlichkeit und Sieg, — in so fern ihre Betrachtung das religiöse Gemüth frey lassen, d. h. in so fern diese einem harmonischen Sinne möglich ist, (zur Darstellung der ästhetischen Kunst.)

Das Material endlich ist ein Mittel zum äusserlichen Hervortreten dieser im Geiste schon zweckmässig gebildeten Gegenstände. —

Es ist Masse, Bewegung, Ton und Worte als Gedanken bezeichnende Laute.

Zunächst hiernach scheidet sich sowohl in den oratorischen als ästhetischen Künsten, (beide sind verwandt, weil sie Leben aussprechend sind,) Plastik, Mimik, Musik und Poesie. *)

*) Es möge nicht auffallen, daß wir oratorische Werke der Plastik, der Musik, der Poesie annehmen. Alle, in denen der oratorische Zweck vorherrschend ist, sind es. — Schlüters bekannte Larven, sollen sie nicht blos naturhistorische Normal-Bilder seyn, sind Oratorie in Plastik. Viele Gesänge der biblischen Propheten und die meisten Reden Jesu sind oratorische Poesie. Das Allgemeine der Poesie ist nämlich Aussprechung des vollen lebendigen Gemüths durch eigentliche Sprache. Den Unterschied machen die mit ausgesprochnen Zwecke, darnach ist das einzelne praktische Produkt oratorisch oder ästhetisch

Auch in einem rein ästhetischen Werke können große oratorische Partien vor-

---

So wie die gefaßten Gegenstände die Wahl des Materials bestimmen, kann auch das beschränkte Material das Gebiet der Gegenstände bestimmen. Wird in den ästhetischen Künsten die lebendige Harmonie des Gemüths selbst Gegenstand der harmonischen Beleuchtung, so kann, meinem Gefühl nach, keine Kunstart so tief und weit greifen, ob wohl eben deßhalb auch so mystisch seyn, (die lebendige unmittelbar inne gewordene Harmonie ist selbst mystisch,) als diejenige, welche Vorzugsweise den Namen der harmonischen führt.

Je weniger das Suchen, Wählen und Bereiten des Materials, das Stückweise Bilden des Ausdrucks überhaupt, als eine vom genialischen Streben gesonderte Bemühung, in einem Werke der Poesie Spuren zurückläßt,

kommen, aber nur als einzelne Gegenstände der ästhetischen Harmonie.

oder auch in so fern sich diese Spuren dem Anschauen nicht zeigen, jemehr und in so fern ist das Produkt den organischen Bildungen vergleichbar, seine Theile sind wie gewachsen aus einander, nicht wie gebaut über und neben einander.

Göthe's und Tieks Bildungen sind organisch, Schillers und A. W. Schlegels Poesien sind mehr architektisch gebildet. Besonders Schlegels Dichtungen sind eine Stückweise Komposition, ein gesondertes Besinnen und Denken über den Ausdruck anzumerken. Er baut aber zierliche und prächtige Säulen zum Denkmal, und hat zwey herrliche Paläste aufgeführt. *) Einige davon sehen aus, wie in diese Formen gegossen, so gut ist die Komposition verborgen. Schiller komponirt weniger, er arbeitet aus dem Vollen, wie ein Bildhauer, und füllt gleichsam die Stelle zwischen der organischen und architektischen Bildung der Poesie, durch eine

*) Die Kirche und die Künste, — und Prometeus. S. Gedichte von Aug. Wilh. Schlegel, 1800.

Art poetischer Sculptur. Vieles ist bey ihm wirklich gegossen, aber das, was ich eigentlichen Wuchs in poetischen Bildungen nennen möchte, find' ich wenig. Sein Wallenstein hingegen ist mir ein umständlich gebauter Pallast.

Ich will mit diesem Unterscheiden nichts weniger, als subordinirend würdigen, vielmehr blos coordiniren. Göthe und Tiek sind mir, was die Darstellungsweise angeht, Kunstgärtner, sie erziehen den Ausdruck, wie eine Pflanze, es ist, als wär' er mit dem genialischen Streben zugleich geboren. Wem aber, der durch die großen Landschaften der Dichtkunst mit ungefesseltem Sinne lustwandelt, sollten in diesen Götter-Hainen und Gärten nicht Statuen, Denksäulen und Tempel willkommen seyn! — Sehr möglich, daß das Genialische der Poesie allen diesen Dichtern in gleichem Maaße verliehen ist, wenn auch ihre Bildungsmethode in der Darstellung abweicht. Niemand kann dies wissen noch messen.

Schiller und Schlegel halten bey ihrer Bildungs-Methode zugleich mehr auf das Glätten nnd Poliren des darstellenden Materials, als Göthe und Tiek. — Es ist ihnen weniger genug, daß es lebendig darstelle, es soll auch an sich gefallen als geschlifne Masse. — Göthe und Tiek lassen dem Baume des Ausdrucks seine mitwachsende Rinde. Das ist's, was ich denke, wenn man die feinere Sprach- und Styl-Korrektheit in Schillers Poesien der Göthischen und Tiekischen Korrektheit vorziehen will.

3.

Über Schlüters Larven.

Die in Stein gehauenen Köpfe von Sterbenden und Todten, womit der berühmte teutsche Architekt und Bildhauer Schlüter den innern Hof des Berliner Arsenals schauerlich verziert hat, sind in den Annalen unsrer Kunst

als Meisterwerke bekannt. Es sind moralische Bildungen der entsetzlichsten und gräßlichsten Momente eines gewaltsamen Sterbens, und Todeslarven, in welchen die Spur dieses Sterbens mehr oder weniger fixirt ist.

Kraftvolle Zeichnungen dieser Köpfe, (von Bernh. Rhode,) findet man in dem Journal: Berlin, 1799 und 1800.

Ich erlaube mir ein paar Bemerkungen, die mir beym wiederholten Betrachten dieser Zeichnungen, (denen man die möglichste Treue nachrühmt,) gleichsam entgegen kamen.

Findet man die frühern Sätze über Kunst so wahr, als ich sie glaube, und als sie eines Theils längst angenommen sind; so hab' ich Grund, die Schlüterschen Bildnisse von sterbenden Kriegern, (wenigstens die meisten,) aus dem ästhetischen Gebiet wegzustellen.

Man könnte sie bey der ersten Ansicht für Naturhistorische Normal-Bilder nehmen, mit

reicher Phantasie, mit Wahrheit und Kraft ausgeführt. —

Wahr sind sie, nur zu wahr. Wer qualvoll Sterbende gesehen, wer auch nur ähnliche und theilweise Erfahrungen über den Ausdruck körperlicher Schmerzen oder gänzlicher Abspannung in Krankheiten gemacht hat, und daraus mittelst einiger Phantasie verschiedne Sterbens- und Todes-Erscheinungen sich vorbilden kann, wird nicht daran zweifeln. Ja schon die Gedanken- und Bilderlose Sympathie spricht instinktmässig laut genug für die jammervolle und gräßliche Wahrheit dieser Gestalten.

Aber ist das Sterben eines Menschen hier nicht größtentheils in einem Moment gefaßt, wo es auch das Sterben eines Thieres seyn könnte, ausser, daß es um so gräßlicher wird, weil man es an einem Menschenhaupte sieht, und die größere Beweglichkeit der Muskeln die phisischen Qualen gleichsam zergliedert darstellen, welches bey den meisten Thiergesichtern in dem Grade nicht möglich wäre.

Sind nun diese zur Darstellung gewählten Momente, oder ist überhaupt das bloß thierische Verscheiden eines Menschen ein Gegenstand, bey dem irgend eine Erscheinungsweise denkbar ist, welche dem anschauenden Gemüth wohlthun könnte? Was hält hier das Gegengewicht in der Seele gegen das Gräßliche der so kräftig ausgedrückten Wahrheit? — Nur die Bewunderung und nähere Prüfung dieser Wahrheit, der reichen Phantasie in der Mannichfaltigkeit derselben, und der genialischen Kraft, womit sie uns aus diesen Steinen anjammert, verbunden mit einem moralischen Beyfall zum geahneten Sinn des Künstlers, der so viel Talent und Kraft zur Abbildung des Elenden und Gräßlichen verwandte, um seine ganze Indignation gegen die Ursachen dieses Jammers, dieser Abscheulichkeiten seinem Werk in oratorischer Absicht aufzudrücken, — nur dies kann den Blick des Beschauers an jenes aus Stein fortwährend schreiende Schlachtfeld und Kriegslazareth verweilend fesseln. — Ein Paar dieser Köpfe gehn indeß, meinem Gefühl nach, ins Ekelerweckende über, und lassen

sich wohl nur mit anatomisch-kritischen Augen anhaltend betrachten.

Sollen Bilder von Sterbenden Gegenstände ästhetischer Kunst werden, so muß man solche Momente wählen, wo der Mensch als Mensch stirbt, und die phisische Zerrüttung nicht längst allen Ausdruck der Seele, des Gemüths weggetilgt hat. Das Sterben an sich darf nie Haupt-Ausdruck seyn, das innre geistige Leben muß noch klar durchsprechen, und in Muth oder Geduld, in Würd' oder Anmuth die Züge des Schmerzens und der phisischen Angst mäßigen und verklären.

Verzweiflung im Tode, oder dumpfe stiere Ohnmacht ist an sich niemals ästhetisch zu fassen, obwohl sie in großen Kompositionen durch Kontrast der kleinern Partie mit der Haupt-Vorstellung, die Bedeutsamkeit der letzten erhöhen mögen, und dann vielleicht auch in sonst ästhetischen Werken zu dulden wären. Auch hingestreckte Todten, an denen nur die letzten, bloß thierischen Verzuckungen fixirt sind, in ei-

nem Schlachtgemälde, thun dem schönen Eindruck des Ganzen nicht nothwendig Schaden. Der Mensch liegt phisisch überwunden da; aber wir sehen ihn nicht in seinem Haupt-Charakter zertreten, vielmehr zeigt uns der Muth und die Tapferkeit der Übrigen dicht vor dem Tode, wie auch die Entseelten bis zum Aushauch der Seele nicht nothwendig innerlich haben erliegen müssen. — Im Einzelnen, und als Ganzes für sich, kann aber keins dieser Dinge durch Ideen (die aus dem Kunstwerk mit hinaussprechen) veredelt werden, und es fehlt diesen Erscheinungen des Grausens und Entsetzens in der Natur die Bedingung gänzlich, unter welcher sie in der Kunst eine schöne Form des Erscheinens gewinnen möchten, ohne ins Unwahre überzugehn. *)

*) Schiller sagt über die antike Abbildung des Todes als eines Genius mit gesenkter Fackel:

„Lieblich sieht er zwar aus mit seiner gewendeten Fackel:
„Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.“

Wollte Schlüter, so scheint es mir, einen andern Eindruck als den des jammervollen

Beides halt' ich für richtig, nur das Aber kann ich mir nicht wohl erklären. Sterben und Tod an sich, oder auch in den gewöhnlichen Erscheinungsweisen unsrer Zeit, sind allerdings nicht ästhetisch. Auf dem bequemen Sterbebette und nach der langwierigsten Krankheit sind unsre, gewöhnlichen Todesarten gewaltsam und unnatürlich, und sagen dies aus uns durch gräuse Konvulsionen und Verzerrungen, oder durch widerliche Zeichen gänzlicher Erschlaffung. Aber diese sind kein nothwendiger Charakter des Sterbens. Es giebt ein liebenswürdiges Sterben, wie es ein erhabnes giebt. Der Ausdruck des ersten ist mir ein freundliches Hinüberschlummern- oder Hinüberträumen-Wollen. Der Ausdruck des letzten ein ruhiges Hinüberwachen-Wollen.

In jenem antiken Bilde ist das erste allegorisch ausgedrückt. Es läßt sich jedoch eben so liebenswürdig auch unallegorisch in der Gestalt ein es freundlich Sterbenden ausdrücken.

Erbarmens, ja des unbedingten Entsetzens, und selbst des Abscheus erwecken; so hätt' er wohl eben so mannichfach sterbende Krieger edler, und so auch schön erschaffen können.

Das liebenswürdige Sterben kann rein ästhetisch gefaßt werden, ein schönes, freundliches, hofnungsvolles Einschlummern. Sein Anblick erhebt die Seele leicht, und die Wehmuth, (wenn wir nicht aus subjektiven Gründen und wegen eignen schmerzhaften Verlustes zu klagen haben,) ist angenehm und erquickend. Das erhabne Sterben hat selbst in der Natur etwas Pragmatisches, es stimmt zu Gesinnungen, es erhebt die Seele mit Gewalt. Wir weinen nicht mehr die Thränen des Scheidens, ja diese Thräne wird gehalten von der Bewundrung, die sich des Gedankens, des leisen Wunsches selbst: so zu sterben, nicht erwehren kann. Es scheint, erhaben zu sterben sey Pflicht, wenn liebenswürdig zu sterben nicht mehr Natur seyn kann. Die Abbildungen des erhabnen Sterbens sind in dieser Ansicht pragmatisch-ästhetisch oder ästhetisch-pragmatisch.

Es fällt ein verwundeter Greis; indem sein Haupt sich nicht mehr heben kann, schaut noch sein theilnehmender Blick dem siegenden Heere segnend nach.

Es fällt ein muthiger Jüngling, er rafft seine jugendlichen Kräfte zusammen, und hebt sich. Sein Auge kämpft noch mit in der Schlacht. Man wird den schnell andringenden Tod in unwillkührlichen Zügen gewahr, was aber die Seele in ihrer Gewalt hat, drückt nicht Todesangst, sondern den edeln Unmuth aus, zurückbleiben zu müssen, den Sieg nicht mit zu erringen.

Hier verblutet langsam ein bekümmerter Mann, der an Weib und Kind zurückdenkt, und seine Herzensthräne nicht bergen kann. Sein Thränenblick ist auch zum Himmel gewandt. Bekümmerniß und Trost sind in leisem Kampf; aber man sieht es, der letzte wird siegen, noch ehe der Tod siegt.

Da neigt sich ein jugendliches Antlitz. Sein letztes und freundliches Wort ist Dank und

Abschied an Freunde, die vergebens gekommen sind, den Freund zu retten.

Dort endlich legt sich nach Kunde des vollen Sieges ein Epaminondas-Haupt groß und zufrieden auf sein Lager zurück, nach vollendeter Arbeit erwartend die wohlverdiente, ehrenvolle Ruhe.

Man verstehe mich nicht unrecht. Nicht diese oder solche Gegenstände konnten hier vom Künstler abgebildet werden, ja sie sind überhaupt nicht für den Bildhauer, kaum für den Mahler. Aber waren sie nur in der Phantasie des Künstlers vollendet gedichtet, so ließen sich von ihnen mit weiser Wahl Angesichter von Sterbenden entlehnen, die gar wohl, in ästhetischer Stimmung dargestellt, auch eine ästhetische Stimmung erzeugen könnten. Sie würden darum nicht karakterlos, sie wären mir nicht gräßlich und widerlich. Es wären Gesichter eines menschlich würdigen Sterbens.

Von allen diesen Sterbenden, in Modifikation nach Alter und Charakter, ist auch die

Todes-Larve ästhetisch darzustellen. Die Todes-Larve des unruhig, bis auf den letzten Druck des Todes an der Schlacht theilnehmend Eingeschlafnen; — dessen, dem unter Thränen besorgter Liebe das Herz brach, — den der Tod mitten in seinem freundlich dankenden Blick und Wort an Freunde verstummen machte, — dessen endlich, der mit dem edel-stolzen Gefühl der Pflicht-Vollendung, und gewiß, daß seine That dem Vaterlande heilig bleibt, sein Heldenauge schloß, und seinen Geist zu den großen Manen gesellte, die ihn jetzt mit würdiger Feier umarmen.

In diesen Todten-Gesichtern müßte nämlich die Sterbens-Geberde nur leise verschoben, nur gleichsam bebend berührt vom Finger des letzten Moments, als fixirt erscheinen.

Weder Todeslarven noch Sterbensgesichter dieser Art hat Schlüter gewählt. Er hat also nicht Erhebung des Gemüths, nicht ästhetische Theilnahme, er hat Entsetzen und Abscheu gewollt.

Das Arsenal ist hiedurch in seinen Umfassungen ein ästhetischer Widerspruch geworden, so wie freylich der Stand, das Gewerbe und die Kunst des Soldaten ein moralischer bleibt, so lange das Menschengeschlecht selbst ein solcher bleiben wird. *) Eine prächtige Fronte, schwer und fest wie der teutsche Heroismus, hinlänglich mit Wehr, Waffen und Trophäen geschmückt. Einladend und hohe Dinge versprechend dem Blick des jungen Kriegers. Im innern Hof aber nichts, was dieser Empfehlung zusagt, nichts, was einen Helden, der den Tod fürs Vaterland zu sterben bereit ist, und in diesem Tode selbst den Lohn seines Todes sieht, erhebend, begeisternd, sympathisirend anspricht, nein, Menschenköpfe in grausenvollen Momenten des thierischen Sterbens, wie gerade ein Heros am wenigsten sterben will; Kö-

*) Der Soldat, als Stand und Gewerbe, verursacht den Krieg nicht, er führt ihn nur, und ohne ihn würde der Krieg nur noch abscheulicher seyn, nämlich eine ganz eigentliche Mörderey.

pfe aus einem Feldlazareth, oder vom Wahlplatz, wo die Verwundeten länger als einen Tag ohne Hülfe gelegen haben.

Bey einigen ist man ziemlich gewiß, daß sie unter der eisernen Hand einer chirurgischen Operation, oder unter dem Huf eines Pferdes, das ihnen die wunden oder noch gesunden Glieder eben zerbricht, den Geist aushauchen, ausstöhnen, ausjammern, ausheulen.

Bloß als naturhistorische Normalbilder wären einige dieser Kunstwerke verächtlich wegen der besonnenen und mühsamen Nachbildung; denn einen wissenschaftlichen Zweck, wie die Anatomie eines menschlichen Kadavers, haben sie nicht, wenigstens nicht an ihrem jetzigen Ort, wo sie in Stelle der Oramente angebracht sind.

Aber sie haben einen andern, und in moralischer Hinsicht sehr hohen Zweck, sie sind, wenn man so sagen darf, moralisch-oratorische Produkte. Das Architektonische und Bildnerische in den ganzen Umgebungen des Arsenals

bildet eine pragmatische Allegorie, es spricht eine wichtige Lehre, furchtbar, kräftig und schauderhaft rührend in Sinn und Gemüth des menschlichen Betrachters. Vorne Glanz und Pracht der Parade, hinten Greuel des Schlachtfeldes. Dort, was der Krieger wünscht; — hier, was ihm zu Theil wird. Dort das Ziel der Kriegs-Unternehmungen; hier der blutige Gang zu demselben über Menschentrümmern, halblebende Leichen, durch ein wimmerndes und brüllendes Grabgefilde, über die Herzen und Häupter von Wesen unsrer Gattung, die gerade im Moment des Übergehns von dieser in jene Welt als bloße Thiere erscheinen.

Freylich giebt es eine nicht unbedeutende Zweifelfrage gegen die oratorische Absicht im Künstler. Wie kömmt ein Arsenal, ein so bedeutender Geschäftsort für den Soldaten, der hier unmittelbar für den Krieg, und mit mehr ruhiger Besonnenheit, als auf dem Mustrungsplatze, arbeiten soll, — wie kömmt ein Arsenal zu diesen Kunstumgebungen, wenn man

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

das, was sie aussprechen, für oratorisch wirkend gehalten hat? — So wie wir ihren Sinn genommen haben, sind sie in pragmatischer Tendenz nicht nur unmilitärisch, sondern antimilitärisch. Sollte der Künstler nicht vielmehr einen theoretischen Satz (zwar denselben Gedanken, aber bloß als Gedanken sinnlich dargestellt) symbolisch haben ausdrücken wollen, als eine pragmatische Lehre, einen moralisch-pathetischen Sinn? — Muß man es nicht wenigstens so genommen haben, wenn man ihm diese in pragmatischer Wirkung offenbar zweckwidrige Verzierung erlaubte? — Oder hat man Grund gehabt, den Sinn dieser Kunstumgebungen für eine symbolisch-oratorische Spielerey zu halten? Hat man nicht befürchtet, daß irgend ein militärischer Arbeiter im Arsenal, wenn er etwa Kartetschenkugeln zurecht legt, den Gedanken mit unheilsamer Lebhaftigkeit fassen möchte: in einem andern Arsenal legt vielleicht eben jetzt auch des künftigen Feindes Hand solche Kugeln zurecht, wovon künftig ein Paar deine Glieder zerschmettern, daß du sterben mußt in Quaal und Jam-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

mer, wie sie im Hofe aus den steinernen Köpfen dich immer androhn, wenn du vorübergehst? —

Ich, für meinen Theil, nehme indeß lieber an: Der Künstler habe das Unzweckmäßige in der Anbringung seiner ernstgemeinten symbolisch-pragmatischen Kunstumgebung nicht gehörig erwogen, als daß ich ihm eine theoretische Kunstspielerey mit so ernstem Stof Schuld geben mag. *) —

Umfassungen dieses Sinnes und Bilder dieses Eindrucks ziemen der Kuria, wo Krieges- und Friedens-Beschlüsse gefaßt werden sollen; da seyn sie perpetuirliche Schreckens-Redner gegen den muthwilligen Krieg und seine glänzenden Zwecke! — In die Augen der Krieges-Konsulenten mögen die Steine schrein, da ihr Ohr gewöhnlich dem Schreien des Wahl-

*) Es ist eine dritte Ansicht möglich, in gewissem Betracht die schlimmste: er hat es erwogen, und zweckmässig gefunden — doch diesen Fall wollen wir nicht zergliedern.

plaßes entfernt bleibt! — Den Soldaten, als solchen, gehen diese Oratoren nicht an; die Greuel der Naturwirklichkeit des Stofs werden und müssen ihm mehr sagen, als er hier vernimmt, und doch muß er ihrer mit einem harmonischen Menschenherzen gewohnt werden.

Mit Köpfen der Art, wie ich vorher einige anzudeuten suchte, (wofern sie in einzelnen Darstellungen möglich sind,) oder noch besser, mit Friedens-Insignien und Palmbäumen müßten die Haupt-Arsenale einer edel-kriegerischen Nation im ofnen Innern geschmückt seyn. So stirbt der Held, so der würdige Mensch, als tapferer Krieger! Das ist die Aussicht über die Wahlstätte des Krieges in den Frieden des Vaterlandes, der Mit- und Nachwelt.

4.
Über Wahrheit im darstellenden Kunstwerk.

Wahrheit in der höhern Kunst ist Übereinstimmung, sowohl der Auffassung als Darstellung einer Erscheinung aus der äussern oder innern Welt des Menschen, mit den Bedingungen, unter denen sie in ihrer Welt überhaupt möglich sind, d. h. unter welchen sie vom anschauenden Gemüth lebendig können nacherfahren werden. — Mit der Wahrheit der Gemüthsstimmung, worin die Auffassung und Darstellung geschehen ist, und welche das ganze Werk umleuchtet, steht es eben so. Wer sie merkt, muß die Wirklichkeit ihrer Vermählung mit dem Gegenstande eben auch inne werden können.

Ich sagte: der äussern oder innern Welt, und bezeichne durch das letzte das Gemüth selbst, in welchem sich zugleich eine Welt von eignen Erscheinungen, (neuen Natur-Schöpfungen,) und der Beschauer, Ordner und Bild-

ner dieser Welt, also der aufzufassende Gegenstand und die auffassende Kraft befindet.

Die bloßen Erfahrungen im Gemüth, als solche, sind eben sowohl ein Stof der Kunst-Auffassung im Gemüth, als die Erfahrungen in der äussern Natur, aber ein verschiedner Stof nach Gesetzen und Bedingungen ihrer Möglichkeit in zwey verschiednen Welten, wenn auch jene, (die eigne Welt des Gemüths,) idealistisch, als die letzte, (die äussere Natur,) produzirend oder realisch, als sie verarbeitend gedacht werden muß.

Es ist nämlich im lebendigen Bewußtseyn, im unbegreiflichen Innewerden, ein unbegreiflicher, darum auch nach Begriffen unaussprechlicher und doch wahrer Unterschied zwischen einer scheinbar passiven Auffassung der scheinbar blos von Aussen gewirkten Eindrücke in die Sinne, und zwischen aktiver Auffassung, (nach ungegebenen Stellungen,) gleichsam Umschöpfung eben solcher Eindrücke; desgleichen zwischen einer scheinbar blos passiven Auffassung der ursprünglich im Innern gegebenen Erscheinungen und ei-

ner eben wieder aktiven Behandlung derselben. Das Auffassen eines individuellen Sinnengegenstandes, als eines solchen, möcht' ich passiv nennen, — das Normalisiren oder Idealisiren desselben aktiv, — jenes als Wahrnehmung, dieses als Umschöpfung der Aussenwelt. —

Ferner das bloße Bewußtwerden eines Gemüthszustandes und jedes Faktums der Seele, als eines solchen, ist wieder mehr passiv, hingegen die Bildung desselben zu einem gewissen Grade der Klarheit, desgleichen die Normalisirung und Idealisirung zu einem bestimmten Zwecke, ist aktiv, aber Beydes, (sowohl das gegebene, als das zur Darstellung absichtlich qualifizirte Faktum des Gemüths,) als zur Innen-Welt gehörig.

Der Stof einer allegorischen Bildung liegt keinesweges so in der Aussenwelt, wie der Stof einer Venus-Bildung, als eines idealischen jungfräulichen Weibes. Die Darstellung einer eignen Laune und der Gegenstände, welche sie selbst hervorbringt, (nicht eine Darstellung blos mit Laune,) hat ihren Stof, das, was

ihr die Natur nach bestimmten Gesetzen liefert, ebenfalls in der innern Welt, und die Gesetze der äussern gelten hier nicht bey Beurtheilung der Wahrheit des Werks. — Der Gegenstand von Dante's Hölle ist nach ganz andern Gesetzen wahr, als Göthe's Herman und Dorothea, oder Vossens Luise.

Vorzüglich im Gebiete der Innen-Welt ist das Wahre eines Kunstwerks nicht für alle Beschauer wahr. Wer z. B. gewisse Thätigkeiten und Modifikationen des innern Sinns bey voller Gesundheit und Unbedrücktheit der äussern Sinne, wie des Verstandes und der Vernunft, nicht auf die entfernteste Weise in seinem eignen Innern verspürt hat, dem muß allerdings das Aussprechen derselben durch ein Kunstwerk ganz gehaltlos vorkommen, wo nicht rasend und wahnsinnig, wie etwa einem Nestorischen Leser der Reise des Prinzen Zerbino nach dem guten Geschmack die Wechselgesänge der Blumen und Bäume, die Prosa der Mobilien zwischen der Poesie musikalische Instrumente.

Es ist wirklich eine andre, als die Welt der äussern Sinne, (noch so selbstthätig und mit Willkühr normalisch oder idealisch im Gemüth bearbeitet,) in welcher einige der treflichsten Partien des oben genannten ungeheuern Gedichts wahr sind.

Aber es bleibt dennoch ganz etwas anders, genialische Erfahrungen ähnlicher Art im Innern vorfinden, ja sich ihrer in gleichem Grade von Klarheit und Lebhaftigkeit, als Natur-Erscheinungen bewußt werden, und ganz etwas anders, diese Erfahrungen durch genialisches Vermögen, durch absichtliche Schöpfung aus dem Chaos, als eine harmonische Welt nur in Gedankenbildern auffassen, noch abgesehn von Ordnung, Wahrheit und Kraft in der Darstellung.

Der Leser eines solchen genialischen Werks muß wenigstens im ersten Fall seyn, wenn er den Dichter, der glücklich beide vereint, nur einigermaßen verstehen soll. Sonst ist es eben so wenig seine, als des Dichters Schuld,

wenn er in dem Werk keine Wahrheit findet. Vielmehr sagt er sehr richtig: Blumen und Bäume, oder gar Farben singen nicht, und wer etwa Veilchen-Gerüche und Flöten-Klänge, Rosmarien-Duft und Fagot-Ton, einen Posaunen-Schall und eine glühendrothe Wolke, die plötzlich über den Wald emporsteigt, ähnlich findet, ja wer zum Überfluß Tischen und Stühlen eine Phisiognomie und einen persönlichen Charakter ansieht, der spricht, wenn er dies verkündet, Unsinn. Der Verstand des poetischen wie des prosaischen Gemüths muß gestehn, daß dies alles im Gebiet der äußern, grob sinnlichen Erfahrung, und sowohl in bloß betrachtender Auffassung, als in künstlerischer Normalisirung, Idealisirung oder individueller Darstellung, ganz eigentlich Unsinn zu nennen sey.

In den kühnsten genialisch-ästhetischen Werken (z. B. in Faust von Göthe, Jean Pauls Hesperus, Tiks Zerbino) erscheinen beide Welten wunderbar gemischt, und wer den Maasstab zu ihrer Wahrheit aus Einer von

beiden nehmen und beybehalten will, wird sie nie kritisch als durchgehends wahr vertheidigen können.

Und doch bilden diese beiden Welten auf unbegreifliche Weise das Universum der Menschheit im Menschen.

5.

Über Schönheit.

Wir haben uns früher über die Gemüthsstimmung zu erklären gesucht, worin wir den Grund alles Schönen zu finden glauben. Es ist eine solche, worin wir die Wohl- und Misverhältnisse der Gegenstände als mannichfaltiges Streben zu einer allgemeinen Harmonie betrachten, indem wir einen Vorschmack dieser Harmonie in unserm Geiste inne werden. Den tiefern Grund dieser harmonischen Stimmung fanden wir im lebendigen Glauben an eine allgemeine Harmonie des Lebens, d. h. in der Religion. Diese Stimmung ist die ästhetische, und wie sie jeder wahrhaft ästhetische Künstler

inne werden muß, so ist auch jedes wahrhaft religiöse Gemüth in seiner friedlich theilnehmenden Weltbetrachtung ästhetisch.

Ihr nennt einzelne Gegenstände schön; — aber fragt bey der freyen, interesselosen Beschauung dessen, was ihr darin als das Schöne ahnet, fragt euer Inneres: ob ihr nicht wenigstens einen Akkord jener Harmonie angeregt findet, die ihr schon vollständiger empfandet, als ihr einmal in der Stimmung waret, das ganze Leben mit Glauben und Liebe zu umfassen. Denkt euch Naturgegenstände, die ihr schön nennt; und könnt ihr nicht wenigstens dunkel nacherfahren, es sey euch zu Sinne, als hätten sie selbst Form und Bildung sich gegeben, um ihren eignen innern Frieden durch diese äussern Verhältnisse auszudrücken? — Denkt euch Kunstprodukte, und fühlt, daß ihr die Schönheit derselben nur in so fern zugesteht, als etwas in ihrer Bildung ein reines Wohlseyn in eurem Innern erweckt, einen lebendigen Frieden, eben als spräche eine gleiche Gemüthsstimmung aus ihm heraus an euer

Herz. Nehmet z. B. in der Poesie einer wilden Klage des Schmerzes die Harmonie des Verses; woran hat das Werk verlohren? An wilder Kraft kann es gewonnen haben; — schön ist es weniger. Es spricht auch dann in diesem Produkt, wenn ihr es etwa aus einer großen ästhetischen Dichtung isolirt, oder wenn es wirklich einzeln gegeben ist, nichts zu: verweile mit Freundlichkeit, höre mich an mit Frieden!

Kurz, was wir schön nennen im einzelnen Gegenstande, redet uns als Symbol oder Produkt eines friedlich-lebendigen Gemüths an, und dieser lebendige Friede selbst ist das Schönste, ist die Schönheit des Schönen.

Wenn wir ihre Möglichkeit uns nur durch Religion denken können; so möchte mancher fragen: wie es zu nehmen sey, daß der ästhetische Künstler seine Gegenstände nach ästhetischen Rücksichten erst wählen, fassen und ordnen solle, da doch die Religion alle Gegenstände der Welt, ohne Unterschied, bis zu den höchsten oder tiefsten Dissonanzen des Lebens, mit

dem Glauben ergreift: sie sind Strebungen zur Harmonie. Warum kann dies der ästhetische Künstler nicht auch? Wie darf man z. B., abgesehen von der Behandlung, die Schlüterschen Larven bloß darum aus dem Gebiet der Ästhetik hinausweisen, weil sie den Menschen in äußrer und innrer Zertretung darstellen wollen? Ist dieser Gegenstand denn auch aus dem Gebiet der religiösen Betrachtung hinauszustellen?

Zur Antwort: Im Auge der Vernunft-Religion ist der Mensch nirgend zertreten, nirgend gemein und verächtlich, und mitten im Anblick von Abscheulichkeiten ist das religiöse Gemüth selbst nicht zermalmt, denn es rettet sich durch kühnen Aufschwung zum Erhabnen, indem es die Dissonanz des Sinnlichen im Innern des Menschen mit Muth und Kraft beherrscht, und endlich, entzückt ins Geistige, sie nicht mehr vernimmt.

In dieser Überstimmung gehört es ganz und gar einer höhern Welt. Jetzt aber ist es auch unmöglich, daß uns die Religion einen

Vorschmack, ein Vorgefühl der geglaubten Harmonie geben kann, im sinnlich-geistigen oder geistig-sinnlichen Leben selbst. Jetzt strebt sie voll gläubiger Angst nach einer bloß geistigen. *)

Die Sätze widerstreiten also nicht; sinnlich-geistige oder ästhetische Erbauung ist nur durch Religion möglich, — jene ist die schönste Blühte dieses Baums; — und hernach: Wird die Blühte hinweg geweht, so grünt doch der Baum; Religion bleibt als Vernunft-Glaube stehen, und ist lebendig durch den mystischen Karakter des Erhabnen, wenn sie auch die geglaubte Harmonie des innern und äussern Lebens nicht in Vorempfindung bewirken kann; denn allerdings gehört zur Wirklichkeit dieses friedlichen idealen Vorgenusses, daß die Sinne nicht bestürmt, nicht in Aufruhr gesetzt werden, daß nicht die Dissonanz der Erschei-

*) Mehr Erläuterung folgt im Aufsatz über Religion.

nung zu mächtig, zu durchgreifend sey, so daß sie nur durch Gegenkampf bezwungen werden kann.

6.

Ein Paar kritische Fragen.

Wird ein poetisches Kunstwerk vor den Richterstuhl der Kritik gezogen, und sollen ihm peinliche Fragen vorgelegt werden, (im Gegensatz eines freundschaftlichen Verkehrs mit demselben, eines ofnen, freyen, ungetheilten Seelengenusses,) so scheinen mir folgende erschöpfend. (Ob das Kunstwerk so punktweise antworten werde, ist eine neue Frage, die wir jetzt unbeantwortet lassen.)

1.) Was ist die Zweck-Idee des Dichters? was erwartet er von der Darstellung des Ganzen?

2.) Welches ist die Grund-Idee? was ist es, das er darstellen will?

3.) Wie hat er innerlich die Idee zum Darstellen gefaßt?

4.) Wie hat er sie dargestellt, darstellend ausgeführt? —

Die zweite und dritte Frage geht auf das Genialische im Werke, die erste und letzte auf die Kunst darin.

Oft sind die ersten beiden Fragen durch Eine Antwort befriedigt, und dies ist bey allen rein-ästhetischen Werken der Fall, die keinen oratorischen Mit-Zweck haben, oder aus denen dieser Zweck nicht herausspricht. Alle bisherigen Dichtungen von Göthe, etwa mit Ausschluß von dessen Herrmann und Dorothea, scheinen mir diesen Karakter zu behaupten. Sie wollen da seyn, wie die Natur, und wollen gefallen, wie die Natur. Nur das Darstellen seiner Anschauungen in dieser oder jener Fassung hat der Künstler gewollt, und nur auf ein eben so freyes Anschauen und Geniessen dieser Anschauung hat er hingearbeitet. In allen seinen Werken ist keine Spur, daß er ausser diesem freyen Genusse, durch die Regionen der mannigfaltigsten Gegenstände, noch etwas an-

ders gewollt oder erwartet habe, (etwa eine Aufnahme oder Übertragung der gewirkten momentanen Stimmung in die Gesinnung.) Sie sind Kunstwerke der genialischen Unschuld. — Aus vielen Schillerschen Werken aber scheint mir ein oratorischer oder pragmatischer Neben-Zweck hervorzusehen, und wenn dies wahr ist, so wären jene beyden Fragen, in Anwendung auf die meisten Schillerschen Werke, auch in ihren Antworten unterschieden.

Die ersten zwey Fragen lassen sich auch umgekehrt stellen, und werden dann am besten so gefaßt:

Was will der Künstler im Ganzen darstellen? — (Welches ist die Stof-Idee des Werks?) —

Warum will er diesen Gegenstand darstellen? (d. i. welchen Endzweck hat er sich gestellt?) —

Die letzte Frage wird aber überflüssig, überall wo der Stof so gewählt und so behandelt ist, daß er einen freien ästhetischen Genuß gewährt, und durchaus keine oratorischen Ab-

sichten, weder aus der Wahl, noch aus der Behandlung hervorsehen. — Die Antwort auf die Frage: Warum hat er diesen Gegenstand in dieser Behandlung gewählt? beantwortet sich dann: Weil er in Wahrheit und Schönheit dem freyen ästhetischen Genusse willkommen ist.

Eben jenes Hervorsehen des Neben- oder Unterzweckes macht den Unterschied, denn gar wohl mag nach gewissen Zufälligkeiten im Beschauer auch das rein-ästhetische Werk eine oratorische Wirkung hervorbringen, wie einzelne ästhetische Partien oder Momente der Natur selbst.

In der Abstraktion der Kritik ist dieser Unterschied nicht unbedeutend, auch in der Arbeit des Künstlers wird er zurechtweisend, aber wohl ist oft das Urtheil schwankend in Anwendung auf gegebne Produkte. —

---

7. Stof aus der Geschichte.

Wenn einmal der Dichter den Stof seiner Darstellung aus der dokumentirten Geschichte nimmt, so hat er sicher die Pflicht gegen sich selbst und die reine Wirkung seines Werkes, daß er einen Zwiespalt in den historischen Datis nicht ganz übersehe, ja daß er ihn auflöse, es sey nun zum Guten, oder zum Bösen. Diese Auflösung darf aber nimmermehr als absichtlose Auflösung gegeben werden, ich will sagen, der Dichter darf nicht den Schein haben, als dichte er eine Apologie oder eine Berichtigung.

Mit tiefem Blicke in das menschliche Gemüth hat Schiller im Wallenstein diese Aufgabe lösen wollen. — Die poetisch ergrifne Wahrheit der Geschichte des menschlichen Innern wird gleichsam in historischer Unschuld die zufällige Erklärerin der äussern Geschichte, wie sie in Dokumenten wunderlich abbrevirt dasteht. Dieser Schein der historischen Un-

schuld, (gleichsam als ob der historische Zwiespalt unbekannt wäre,) will im ganzen Wallenstein herrschen, und die Bekanntschaft mit jenem Zwist zeigt der Dichter, gleichsam nur als Gelehrter seiner Zeit, blos im Prolog, den ich jedoch darum nicht eben rühmen möchte.

8.

Hellenik und Romantik.

Es giebt Unterschiede des Ähnlichen sowohl in der bloßen Sinnen- als Ideen-Welt, und in der, worin sich beide idealisch vereinen, in der Welt der Kunst, — unzählige Unterschiede des Ähnlichen, die wir durch bloße Begriffe nicht fassen, in klaren Merkmalen nicht berechnen können, deren wir aber demohngeachtet gewiß sind in unserm Gemüth.

Längst haben wir gefunden, daß ein Unterschied ist zwischen antiken und modernen Leben, zwischen antiker und moderner Kunst. — Aber die Frage, worin er bestehe, trennte durch Begrif und Lehre, was im Innewerden Aller wahrscheinlich übereinstimmte.

Neben vielen andern Aufstellungen jenes Unterschiedes möge auch die unsrige ihren Platz einnehmen.

Den höhern und idealischen Karakter des Antiken nennen wir das Hellenische, den höheren, idealischen Karakter des Modernen das Romantische.

Die Antiquitäten, die Geschichte und die Völkerkunde schlage man nicht nach, um das Idealische des Antiken und Modernen in einzelnen Fakten, im wirklichen Leben des einzelnen Menschen oder auch ganzer Völkerschaften zu finden. Nicht unmittelbar läßt sich die Wahrheit jener Aussagen auch in der wirklichen Lebens- und Empfindungs-Weise der Menschen nachweisen. — Die Mittel einer solchen Nachweisung sind die Produkte der genialischen Kunst. Nur im magischen Abglanz der Kunst schaut man den idealischen Karakter und idealischen Unterschied, den ich hier meyne, und kann ihn hernach wieder auffinden, wenn man sich auch vom Spiegel weggewandt hat;

nur muß man sich des Spiegelbildes sicher erinnern.

Das Antike ist an sich nicht hellenisch, das Moderne an sich nicht romantisch. Nur das Harmonisch-Lebendige von beiden (oder das ästhetische) verdient diesen Namen. Beym Hellenischen erscheint dies harmonische Leben als Natur, beym Romantischen als Wahl; bey jenem ist es Genuß, bey diesem Hofnung. Die höchste Tendenz alles Romantischen ist Aussicht auf ein mysteriöses Hellenisches. Daher die Bestimmheit und Klarheit, verbunden mit der Sanftheit der Form in der hellenischen Kunst und (relativ gegen das Moderne) auch im Leben; in dem Romantischen hingegen die unendliche Unbestimmtheit und das Dämmerlicht an beiden und über beiden. Der tiefste Grund liegt darin, daß wir durch die Künsteleyen des Begreifens und Spekulirens eine widerliche Scheidung des Total-Gefühls und der Total-Ansicht des Menschen in ihm selbst hervorgebracht haben. Ein verzeihliches Spiel des Verstandes, der aber mehr seyn wollte, als

ein nothdürftiges Mittel zur Propagtion des gegenseitigen Innewerdens in geordneter Folge (oder zum Verstehn) maßte sich den Rang über den Ernst der Empfindungen an, und nach und nach untergrub es die Wahrheit des lebendigen Innewerdens, und macht' es schwanken.

Nicht der Streit zwischen dem Guten und Angenehmen (denn dieser ist der ganzen Menschheit im lebendigen Innern als Problem der Kunst aufgegeben,) nicht der tägliche Kampf mit den Bedingungen der äussern Existenz, (denn auch dieser war und wird bleiben, so lange es Schmerz und Tod giebt,) sondern die theoretische Scheidung des Innern, diese so täuschendwahre vorgespiegelte Zerstümmlung des Lebendigen, als eines dennoch bestehenden Lebens, hat unsrer Sehnsucht einen mystischen Karakter gegeben. Wir wünschen, mit dem Apostel, aufgelös't zu seyn, und doch Christum zu schaun. Und wer diesen mystischen Wunsch nicht hegt, den Wunsch, ein freyer Geist zu seyn in erfreulicher Sinnlichkeit, (welchen die Alten blos da-

her nicht mystisch fanden, weil sie das Geistige und Sinnliche eben so wenig in Begriffe geschieden hatten, als es faktisch im Innern erscheint,) — der muß endlich versinken, oder sich übersteigen in Halbheiten. — Die Niedrigkeit des theoretischen Unglaubens, der alles Geistige für bloße Mechanik, für eine Formung der Masse ansieht, und der theoretische Überglaube, der sich ins Leere der isolirten Form versteiget, in eine Gedankensphäre, worin ihn kein wahres, lebendiges Innewerden begegnet. — Beide Karakter sind modern, aber nicht romantisch. Nur das Gemüth, das sich vor beiden Widerlichkeiten retten will durch eine Mystik, wie jene des Apostels, wird romantisch in dieser Strebung.

Noch heute wird hellenisch gelebt, hellenisch gedichtet, aber beides erscheint nicht mehr als Karakter des Ganzen. Hingegen giebt es auch im Antiken romantische Parthien, nur bilden gerade sie nicht den Unterschied, wenn eben

vom höhern Karakter des Antiken und Modernen die Rede seyn soll. Sie verschwinden ins Ganze. — Kurz, man lasse die Namen Antik und Modern in ihrer historischen Qualität, und bleibe bey dem idealischen Unterschiede des Totalen. Diesen nenn' ich: Hellenik und Romantik.

IV.

Über äussere poetische Formen.

Noch Fragmente.

(Geschrieben im Jahre 1801.)

Jeder poetischen Form muß ensprechen eine poetische Fassung im poetisirenden Gemüth. — Sinnlose Willkühr oder träger Verlaß auf eine glückliche Nachahmung, erzeugen Ungestalt und Misgeburt.

Die Bildung des Sprach-Materials hat ihre Gesetze nirgend anders zu suchen, als wo die Bildung des Sprach-Inhalts die ihrigen findet, im Gemüthe selbst, das sich aussprechen will.

Sprach-Inhalt sind Gedanken, die an Fakta des lebendigen, sich selbst bewußten Innern, d. i. an Fakta des Innewerdens, erinnern sollen. Sprach-Material sind Laute und Bewegung der Laute, die zwar als Gedanken-Zeichen die bezeichneten Gedanken erwecken sollen, um durch diese auch das Undenkbare, Unbegrifliche des innern Lebens zu erwecken, wovon sie (die Gedanken) bloß dürftige Begrif-

se sind; aber die zugleich als Laut und Bewegung das unbegrifliche Leben ansprechen, wenn sogar vom bestimmten Gedankeninhalt weggesehen wird. — Durch den Sprach-Inhalt kann nur mittelbar auf das volle Leben des Innern gewirkt werden, nämlich durch die Gedankensphäre. Das Sprach-Material aber berührt in seiner höchsten Bildung unmittelbar, ob wohl auf mystische Weise, das inn're Leben selbst. — Die Möglichkeit des Erinnerns an gleiche Fakta des Innern kann nur geglaubt werden in der eignen Innewerdung des Ausdrückenden, nämlich in der, daß der Gedanke und die Sprachbildung nach dem bezeichneten Gedanken im Zusammenhange stehn mit dem lebendigen Innern, das gedacht, und mittelst des Gedankens ausgedrückt werden will. So kann auch die Möglichkeit des Anregens gleicher Innewerdungen mittelst der Bildung des Sprach-Materials nur durch die selbst inne geworden Harmonie der Ausdrucksformen mit gewissen Modulationen des innern Lebens begründet werden.

Die Bildung des Sprach-Materials läßt sich scheiden in eine absolut- und relativ-harmonische. Die absolute abstrahirt vom Sprach-Inhalt, und giebt sich als vollständigen Ausdruck einer Gemüthsstimmung, die selbst harmonisch ist, d. i. einer ästhetischen Gemüthsstimmung. Die relative bezieht sich auf den besondern Inhalt, und zwar nicht als einem unmittelbaren Gedanken-Ausdruck, sondern als einem mittelbaren Ausdrucke des Undenkbaren, des Unbegriflichen im lebendigen Gemüth, an welches diese Gedanken erinnern möchten, indem sie es nur unvollständig aussagen.

Das Streben, die absolut-harmonsche Bildung des Materials mit dem relativ-harmonischen zu verbinden, kann nur Streben des ästhetischen Dichters seyn. Dieser macht es sich zum Zweck, über harmonische und disharmonische Gegenstände sein harmonisches Gemüth in stillem und doch lebendigem Frieden sprechen zu lassen, damit er den ganzen innern Menschen erbaue. Der blos oratorische Dichter hingegen spricht nur friedlich über das Fried-

liche, aber unfriedlich über das Unfriedliche, damit er den Menschen in praktischen Kampf bringe, und ihn im Sieg einer gewissen Gesinnung bekräftige. Dem letzten darf an absoluter Bildung des Sprachmaterials wenig gelegen seyn, wenn er nur die relative in seiner Gewalt hat.

In Hinsicht auf die Bildung des Sprachmaterials sind die vorzüglichsten epischen Gedichte, die wir kennen, bey weitem mehr ästhetisch, denn alle Produkte der übrigen Arten.

Leben und Tod der heiligen Genoveva, ein Trauerspiel von Tiek. Eine glorreiche Darstellung der intensiven Tapferkeit religiöser Geduld, die Weltverläugnung in weiblicher Göttlichkeit. —

Einige wollen in diesem Gedicht die Varietät der äussern Styl-Formen, (daß reimlose Jamben mit gereimten, diese mit strophischen Versen, Stanzen und Sonetten abwechseln,) unnatürlich finden. Möchten solche doch er-

wägen, daß die Wahrheit und Natur in dieser Mannichfaltigkeit nach dem, was dem Ausdruck zum Grunde liegt, nicht nach dem Ausdruck an sich beurtheilt werden muß.

Die Poesie will den Menschen lebendig aussprechen, sie will den Gesang unsers Innern als Gesang hören lassen, ihn nicht bloß in Noten zum philosophischen Lesen aufschreiben. Wo es nun Reime, Sonette, Stanzen u. s. w. in unserm Innern giebt, d. h. Modulationen, Zusammenstimmungen, Abweichungen u. dgl. im Formällen der Empfindungen, dem jene Formen des Ausdrucks im Gemüthe selbst mehr zusagen, als andern, da kehrt sie sich an keine sogenannte Gleichheit des Styls, sondern giebt selbst reimlose Verse, Reime, Sonette, Stanzen. Noch immer bleiben wir auch bei dieser Freyheit im Ausdruck befangen; aber wer mehr befangen bleiben will, als nothwendig ist, der hat keine Ahnung von dem, was Poesie ist, und wornach sie trachtet. Mit einem Wort: die Wahrheit und Natur aller Poesie

ist nicht, daß der Mensch im Leben sich so ausspricht, aber wohl, daß er sich so aussprechen möchte, daß er innerlich darnach ringt, seine Seele also darzustellen.

Mit den Schluß-Terzetts vieler Sonette kann sich unser Sinn nicht immer vertragen. In den beiden Anfangs-Quartetts ist ein so erfreuliches Grüssen und Küssen der Reime, ein so inniges Umarmen der Verse; darauf folgt der Abschied so kalt, frostig und höflich. Wir versuchen, Sonettförmig auszudrücken, was wir meynen.

Ein Sonett über das Sonett.

Willkommen, ruf ich, immer noch: willkommen,
Ob ich dich schon mit meinem Arm umschlinge,
Mit meinem Herzen an das deine dringe:
Bey jedem Blick bist du mir erst gekommen!

Ich habe dich noch nicht in Arm genommen;
Verlange nicht, daß ich mich bald bezwinge,
Und frage nicht nach einem fremden Dinge.
Willkommen, ruf' ich, immer noch: willkommen!" —

„Erlauben Sie, ich bin im Reisekleide,
Das Sopha leidet und die blanke Diele,
Der Weg hieher hat einen feuchten Sand."

„Verzeihen Sie, auch mir fehlt Festgeschmeide.
Nachläßger Anzug läßigt Fein-Gefühle;
Doch vor der Hand — zum Kuß hier meine Hand."

Wenn die Schlußreime so stehn, wie oben; so sieht uns ein Sonett aus, wie ein schön gewirktes Band, das aber am Ende locker geworden ist, und die Fäden aus einander gegeben hat; — oder so klingt es uns, wie ein schönes Glockengeläute, mit dem Apendix einzelner Nachschläge, wenn der Klöpel nicht gleich angehalten wird.

Freylich, soll eben eine Empfindung ausgedrückt werden, deren Gedankentext auf eine ähnliche Art verdämmert, oder soll auch das laute Gefühl allmählig in ein Verstummen des stillen und innigern Beschauns übergehn; so haben wir nichts gegen das Lyrische dieser Form. Sonst aber scheint sie besser zu einem komischen Kontrast zu dienen. Gäb' es nicht eine verständige Umkehrung dieser Form, die einen bedeutenden lyrischen Karakter hätte?

Es sey erlaubt, ein Paar erläuternde Beyspiele zu versuchen. Das erste ist jamb-anapästisch und vierfüßig. (Mit Absicht sind die Inhaltstitel weggelassen; man muß die Titelworte leicht finden können, wenn man den Inhalt versteht.)

1.

Noch einmal ersteig ich die Felsenhöhe,
Hinabzuschaun in das Thal, wie ins Leben,
Dem ich nun gute Nacht will geben,
So wie ich die Sonne verschwinden sehe.

Ihr Sterne, jetzt bin ich in eurer Nähe,
Doch kann ich empor mit dem Leibe nicht streben.
Entkette dich, Geist, um hinauf zu schweben,
Mit der Kette zerreissen Jammer und Wehe.

Wie blinkt das Gewehr im Abendstrahl!
So blinkten tückische Menschen mir zu. —
Scheint Abendroth? scheint Mondeslicht? —
Horch, drückt' ich schon los, und hörte den Knall?
Hinweg das Gewehr! Tief unten ist Ruh,
Aus der Tiefe des Stroms winkt des Himmels Gesicht.

2.

Du kömmst nicht selbst, Geliebter, doch du schickest
Ein herzlich Blatt, und neben liegt dein Bild!
Das stumme Wort wird Klang, so rein und mild,
Da du vom Bildniß freundlich drüber blickest.

Das stäte Bild, aus dem du schweigend blickest,
Gewinnet Worte, ist nicht mehr ein Bild,
Es regt sich Aug' und Lippe zärtlich wild,
Bis du das Herz an meinen Busen drückest.

Ja, Wort und Bild vergleichend, hör' ich Töne,
Und seh bewegt die herzvertrauten Züge,
Durch Ohr und Aug will sich die Seel erquicken.

O sag es laut, wornach sich Liebe sehne,
Du Qualvermehrende, doch schöne Lüge!
Die Wahrheit will ans wahre Herz sich drücken.

3.

Umgekehrtes Sonett.

Du liebst mich wohl, nur willt du's nicht gestehen!
Was wendest du den Blick, was glüht die Wange?
Du möchtest zürnen, und vermagst es nicht.

Wir müßten Beide ja zu Grunde gehen,
Wenn ich den Aufschluß stürmend nicht verlange;
So zürne dann mit offnem Angesicht.

O schönster Anblick für mein ganzes Leben!
Verhüllet schien in bange schwüle Lüfte
Das reine Himmelslicht, der Blumen Düfte
Vermochten nicht, ins reine Blau zu schweben.

Da ward dem Wetter volle Kraft gegeben,
Durch Einen Blitz erfrischten sich die Lüfte,
Der Liebe Thau sank in der Liebe Düfte,
Und neu verklärt ist unser Beider Leben.

Stanzen sind Kammern des Klanges, geschloßne Freundschaftsbündnisse oder Haus- und Eheſtände in der Republik des Wohllauts einer friedlich regierenden Poesie.

Die ersten sechs Verse stimmen wechselnd zusammen in doppelten Drey-Reimen. Die Verse geben sich Blick um Blick, Kuß um Kuß, Umarmung um Wiederumarmung. Die erste Doppelvereinung in den vier Anfangs-Versen genügt dem Vereinungstriebe noch nicht, eine dritte harmonische Entgegnung vollendet und befriedigt erst. Dann geht es mit freyem und lautem Echo der Seelen ins offne Leben.

Oder, die ersten sechs Verse in drey Doppel-Reime verschlungen, sind Verliebung, Vermählung und Ältern-Sehnsucht. Mit den zwey letzten entsteht ein neues Verhältniß, eine schöne Erweiterung des treuliebenden Ehestandes, ein froher, besuchender Ausgang der Liebe in die Welt. Die Kinder der Liebenden spielen und tanzen ins Leben.

Etwas hievon mag diese Stanze sagen.

Wir grüßten uns einander in die Blicke,
Tief aus den Seelen kam ein Gegengruß.
Ich bot die Hand, du wichest nicht zurücke,
Und Leib und Geist trank den Vermählungs-
Kuß.
Was fehlte da noch dem vereinten Glücke?
Beglückte Liebe, suchst du Welt-Genuß?
„Zum schönsten Welt-Genuß im stillen Leben
„Hab ich die Welt in Kindern euch gegeben.

Auch läßt sich sagen: die Stanzen sind in sich ausgebildete Individuen, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen (der Gedanken, Bilder, Empfindungen,) die ein großes harmonisches Interesse in eine freye und friedliche Gesellschaft verbindet.

Verlassen wir die mahlerische Auslegung, und suchen die musikalische, (insofern sie unmittelbar aus der Empfindung entspringt,) so sagt die Stanze der großen, ruhigen Theilnahme zu, womit der Dichter, ganz von seinem Stoffe gesondert, diesen Stof an der Hand ei-

nes Freundes durch das Gebiet der Darstellung führt und leitet. Sie ist der epische Hexameter der romantischen Poesie. Sie verhält sich zum romantischen Leben, wie der Hexameter (wenn man das letzte Wort in der Ausbreitung des ersten nehmen will) zum hellenischen Leben.

Leben und Glauben waren im Antiken noch nicht geschieden. Das innre Leben war ein großer hochwelliger ungehemmter Strom, wie der Hexameter. Auch die Sehnsucht nach einem freyern Daseyn schaute aus klaren Augen, und die Thräne floß über volle blühende Wangen, wie die kräftige jugendliche Liebe in die blühende Welt hineinschaut und lachend weint nach Gegenliebe. Alle Verhältnisse des Menschen in und ausser ihm selbst waren einfacher.

Bey uns sind Leben und Glauben geschieden. (Am meisten auch die Religion Christi, als Heroismus der Welt-Verläugnung oder Bekämpfung, worin ich auch den tiefern Grund des Europäisch-Romantischen der Poesie ahne.) Unser innres Leben ist ein enger, vielfach ge-

wundner Strom; seine höhern Wellen thürmen sich an Klippen des Zweifels. Unser Glaube ist dem Wissen gefährlich abgekämpft, und noch immer sind wir im Streite, oder doch in Furcht und Sorge, daß er anheben werde. Unsre Sehnsucht nach einem freyeren Daseyn ist kritischer, und eben darum auch bänger und beklommen. Nicht bloß um uns her, sondern in uns ist Alles geschiedner, und darum auch zusammen gesetzter. Selbst unsre Lebensharmonie ist künstlicher und mystischer, sie ist eine Stanze.

Der Hexameter wird auch als lyrische Form gebraucht, und bey der leichten Geschmeidigkeit seiner Variationen schmiegt er sich den verschiedensten Stoffen an, ohne seinen Haupt-Karakter zu verlieren. Die ächte Stanze nicht also. Sie ist größer, ist durch den Reim, dessen Erwartungen und verschlungne Zusammenstimmungen, auch zusammen gesetzter. Der Hexameter, wenn er als solcher gehört werden soll, leidet höchstens vier Abschnitte, und hat keine Doppel-Beziehung. Aber die Stanze

ist nicht so geschmeidig. Ihre Verhältnisse sind bestimmter, ihre Abschnitte ein für allemal durch den Reim gegeben.

Wird die Stanze beym Lyrischen gebraucht, so verlangt sie unerlaßlich einen hohen Ernst der Empfindung. Der Klagende, der Fröhliche spricht uns in diesem Versmaaße eben auch nur, als wenn er, ein ernster Freund seiner selbst, an sich selber theil nehme.

V.

Über lebendige Religion,

und

über Religionsfeyerlichkeiten.

Andeutungen.

(Geschrieben im Oktober 1799.)

Die Aufklärung in der Theologie, (als einer systematischen Wissenschaft, oder als Gottes-Gelahrtheit,) hat die Theologie selbst vernichtet. Um den Schatten näher zu prüfen, wollte man ihn beleuchten, — und der Schatten verschwand.

Dafür aber ward etwas sichtbar und blieb stehen, was in der Dämmrung diesen Schatten warf. Es ist die Religion, das vereinte sinnlich-geistige Bedürfniß des Glaubens an eine Auflösung aller Dissonanzen des innern und äußern Lebens, der sittlichen Würde des Menschen und der Verhältnisse seiner Existenz, in eine große Harmonie — alles feindlichen Gegen-Streits der Kräfte in einen Frieden des Mannigfaltigen in ein symphonisches Konzert.

Die Idee der Gottheit, als des moralischen Weltgeistes, ist eine Mittels-Idee zum Zweck dieses Glaubens.

Ich nenne die Religion ein Bedürfniß. — Dieser Name erniedrigt sie nicht. Sie ist das Bedürfniß eines hohen Sinnes, einer kühnen Fordrung. Was wir auch thun mögen, um ihren Mangel zu beschwichtigen, er dissonirt in unserm Innern bald lauter bald schwächer. Das Leben ist ein Chaos, Finsterniß ruht auf der Tiefe, ob auch der moralische Geist über den Wassern schwebe. Er fürchtet sich nicht vor dem Chaos, es wird ihn nicht hemmen, nicht fesseln, aber nur dem Religionsglauben kann eine harmonische Welt daraus hervorgehn.

Ich nenne die Religion ein vereintes sinnlich-geistiges Bedürfniß. Die Disharmonien, welche sie auflösen soll, sind zweyerley: der Zwist der Natur mit der Natur, und der Zwist der Freyheit mit der Natur.

Es ist Streit im Menschen zwischen dem Gefühl seiner Knechtschaft unter der lastenden Ohnmacht der Natur, dem unbezwinglichen

Eigenwillen des Schicksals — und dem unertödtbaren Anstreben zwischen beiden, so wie dem lebendigen Bewußtseyn, sich im Geist über sie hinwegschwingen zu sollen.

Der Mensch möchte ewig leben, und er ist zugleich in seinem Innersten aufgefordert, nach Gesetzen zu wollen und zu streben, deren Erfüllung ihn eines höhern und freyern Daseyns würdig macht.

Der Trieb nach sinnlichem Leben und Wohlseyn ist unendlich, Kraft und Empfänglichkeit dazu sind endlich. Doch drückt uns Alle die Hand der Natur gleich, wenigstens ist das Ende alles Lebens — der Tod. Aber das Wohl und Weh des Lebens ist so verschieden über die Herzen und Häupter der Menschen vertheilt. Bey weitem kömmt uns diese Fügung der Dinge nicht so nothwendig vor, wir werden ihrer weniger gewohnt, und sie empört uns oft zu einem fruchtlosen Gegenkampf.

Beydes, dieser Widerstreit im innern sinnlichen Menschen, und dieses Kämpfen gegen die Tiranney des Schicksals, bloß in ihren Wir-

kungen auf sinnliches Wohl und Weh, waren sicher der erste Erzeuggrund der Sehnsucht über das Grab hin, nach einem freyen und ungestörten Da- und Wohlseyn, und des Wunsches, daß es ein hohes, menschenfreundliches, sympathisirendes Wesen geben möchte, welches sich unsrer Noth annehmen wolle, und sie mächtig abstellen könne. Der Mensch wünschte über dies Leben hinaus, er fing an, über dasselbe hinaus zu hoffen, und er mußte Etwas haben, oder sich bilden, woran sich seine unendliche Hofnung anschlösse.

Aller Gottes-Glaube, und alle Ideen von einem künftigen Leben, welche sich auf diesen sinnlichen Bedürfniß-Grund stützen, oder aus ihm erwachsen, sind auch sinnlich. Sie sind dunkle Ahnungen der Möglichkeit der Harmonie des Sinnlichen bloß in sich, (des Triebes mit der Fähigkeit des Genusses und den Gütern desselben,) und dunkle, oder schimmernde Anschauungen dieser Harmonie in den mannigfaltigsten Bildern eines künftigen glücklichen Lebens.

Aber ausser dem, was Natur und Schicksal uns gewaltsam entreissen, sollen wir noch freywillige Opfer bringen. — Das Grab ist nahe, der Weg des Lebens ist voller Dornen und dürrer Gesträuche: und doch gebeut eine höhere Stimme in uns, auch die wenigen Blumen und Früchte des irdischen Glücks, die sich uns darbieten, nicht alle zu brechen. Die Pflicht will ihr Opfer auch von dem Wenigen, was jene äussern Gewalten uns übrig lassen; ja, nicht selten will sie dies Wenige ganz.

Ein neuer und kühner Widerstreit im Menschen. Was er selbst begehrt, soll er selbst sich nehmen. Was seinem so mächtigen Triebe nach Wohlbefinden, nach Lust und Genuß dargeboten wird, muß er nach Gründen und Hinsichten, die mit Genuß und Lust in keiner Verbindung stehn, wählen, prüfen, ja er muß es oft sich gänzlich versagen, um sich innerlich achten zu können.

Durch dieses Bewußtseyn tritt er mit Einem Theil seines menschlichen Wesens aus der

Sinnenwelt hinaus, in die moralische, und ein Gott und ein künftiges Leben, wie sie ihm die Bedürfnisse der Sinnlichkeit gebildet haben, genügen ihm nicht mehr. Er will eine moralische Weltordnung, da sein Innerstes ihn auffordert, für eine solche thätig zu seyn und mitzuwirken. Er will solche Verhältnisse seiner Existenz, die seines Berufs, als Mitglied der moralischen Welt würdiger sind, als die gegenwärtigen, denn Natur und Schicksal erscheinen ihm jetzt nicht bloß drückend, sie sind ihm auch ungerecht. Diese Bedingungen seines irdischen Lebens muß er als Zustand der Prüfung und Vorübung betrachten können, deren Ziel hinaus gestellt ist über dasselbe, — ein unendliches Ziel, das er nicht fehlen wird.

Es ist wahr, die Überzeugung, daß dem Allen so sey, der feste Glaube an einen moralischen Weltregenten, und durch ihn an Realisirung harmonischer Bedingungen der Existenz moralischer Wesen mit ihrer Würde, entwickelt sich also aus der herrschenden Fordrung, daß

wir höher gesinnt seyn, und höher leben sollen, als alle Zwecke des irdischen Lebens aufgestellt werden können. Der moralische Religions-Glaube ist durch lebendige Moralität ewig gesichert, wenn auch hier und dort der wahrhaft gute Mensch an dieser Religion in sich selbst aus Irrthümern der Einsicht und des Urtheils zweifeln sollte.

Aber das Ideal einer höhern Welt, so wie es die moralische Vernunft einzig aufstellen kann, ist eine leblose Zeichnung, und steht in einem leeren, obwohl kühnen Umriß vor der Seele des Menschen. „Du wirst bleiben! „Für ein unendliches Wirken im Guten ist dir „eine Unendlichkeit eröffnet! Die Bedingun-„gen deines Daseyns werden immer freyer, „deiner höhern Natur und ihrer fortschreiten-„den Thätigkeit angemessen, sie werden gerecht „seyn! Daß sie es können und werden, da-„für waltet ein Gott der Gerechtigkeit! — „Was in der Erfahrung des irdischen Lebens „dagegen spricht, das ist Schein, ist vorüber-„gehende Prüfung, ist Kampf, in dem du sie-

„gen sollst! — Dies Alles, aber auch nichts
„Helleres, nichts Ausgeführtes, nichts, in das
„du durch dein sinnliches Herz dich hinein füh-
„len, durch deine Phantasie dich hinein leben
„kannst, sagt dir deine moralische Bestimmung,
„indem sie dir sagt: du sollst unerlaßlich so
„werden und bleiben, als ob es so wäre.“

Ist nun gleich durch diesen Vernunft-Glauben die Disharmonie des innern Menschen mit seinem jetzigen Leben vor der Vernunft und für sie aufgehoben; (nämlich durch die Idee einer übersinnlichen Weltordnung, in der sich die Dissonanzen unsrer irdischen Befangenheit als Prüfungen unsrer Selbstthätigkeit auflösen, wenn wir nun wirklich geübt und gebildet aus ihr hinaustreten, in Bedingungen einer freyern Existenz,) so bleibt doch noch immer die Disharmonie des durch Schmerz und Freude, durch Furcht und Hofnung unmittelbar im Gefühl selbst bestimmten Lebens, mit dem Druck der Natur, der Tiranney des Schicksals, und der Despotie der Pflicht.

Es bleiben Gebrechlichkeit, Ohnmacht, Verkanntseyn, Schmachten, Wunden und Tod, und die freye Dahingabe des Wohlseyns und Lebens als ein Herzbeklemmend Gefühl, ob auch die Pflicht es geboten habe.

Nicht bloß nach Frieden der Gedanken, nach Beruhigung der Zweifel des Begrifs, ringt der Mensch; allgemeine Harmonie ist sein umfassendes Sehnen. Gebrechlichkeit, Ohnmacht, Verkanntseyn, Schmachten, Wunden und Tod sollen nicht mehr seyn. Und da sie ihn doch auf Erden nicht frey geben, so möcht' er ihnen die Gewalt des Drucks, die Schärfe des Stachels nehmen. Er möchte, indem er sie fühlt, zugleich die künftige Befreyung, die künftige Heilung mit- und vor-empfinden.

Dies alles ist das volle Bedürfniß der Religion für das lebendige Innre des Menschen.

Wenn in der Moral das geistige Leben vom sinnlichen geschieden ist, so soll die Religion das letzte durchs erste veredeln, und beide in einen seligen Frieden bringen. Phantasie und Herz

sollen gereinigt und erhoben werden, und froh getröstet über die Hinfälligkeit und den Zwist des Lebens, die Zerstörung auch der gerechtesten Hofnungen, der edelsten Freuden, und voll begeistert zur Geduld und Kampf, und zu freywilligen Opfern der Pflicht, kurz, Religion soll den Menschen entweder friedlich erbauen, oder siegend erheben. Wir fassen beides zusammen, wenn wir sagen, sie soll lebendig werden, die bloßen Gedanken-Ansichten und Erwägungen des Vernunft-Glaubens sollen Leben gewinnen für das sinnlichgeistige Innre des Menschen.

Die sinnliche Religion, (als Wunsch und Ahnung einer sinnlichen Auflösung sinnlicher Dissonanzen des Lebens,) muß sich mit der moralischen, (dem Glauben an eine übersinnliche Auflösung aller Disharmonien im Sinnlichen und Geistigen, als Zustände der Prüfung und als erste Versuche,) entweder freundlich oder im Kampfe des Erhabenen vereinen.

Der Glaube an eine allgemeine Harmonie, zu der alle einzelnen Harmonien und Disharmonien, als nach einem großen, mannigfach-

thätigen Frieden, hinstreben, verwandle sich entweder in ein ruhiges Vorgefühl, oder in ein wunderbar kühnes, gleichsam im Aufschwunge gewagtes Voranschauen jener Harmonie.

Dies geschieht nun ohne Kunst in Stunden, die einer sanften Begeisterung hold sind, wenn der religiöse Mensch sich der Betrachtung und Beschauung dieser Ideen ganz widmet; und die Sinnlichkeit der innern Sprache selbst, (der Phantasie-Bilder, die sich zu jenen gestaltlosen Ideen gesellen, und wodurch die äussere Sprache erst möglich wird,) hilft ihm dazu. Die Phantasie faßt unwillkürlich jene Ideen in idealische Bilder, und bewegt unmittelbar durch diese das Herz. Die Gottheit wird ein König der Schöpfung, ein Vater der Menschen, die moralische Welt — ein Himmel!

Es ist uns, als träten wir in einen menschlichen Umgang mit dem geglaubten Gott. Wir stehen getrost und muthig vor seinem forschenden Blicke; in seine Hände geben wir, was

wir hingeben mußten oder sollten, und unser Innerstes legt sich voll freudigen Vertrauens an sein großes Herz, in seine ausgebreiteten Freundes-Arme, mit dem Gefühl, dieser Freundschaft würdig zu seyn, durch das Ringen nach dieser Würdigkeit! —

Die Religion bildet sich so in ein hohes Gedicht der Menschheit! Sie wird eine Stimmung der Seele, worin sich das Sinnliche mit dem Geistigen aussöhnt, und der natürliche Unfrieden zwischen Neigung und Pflicht im Innern des Menschen selbst wie verschwunden ist, eine Stimmung, worin alles Zwistige, auch des äussern Lebens, einen sanftern Karakter empfängt, indem wir ihm gleichsam die geglaubte Auflösung schon anempfinden. Gebrechlichkeit und Vollkommenheit streiten jetzt vor unsern Augen, wie jüngere und ältere Kinder eines Hauses, die ihre Kräfte entwickeln in einem Spiel, worin gerungen und überwunden, gelacht und geweint, auch wohl unter Thränen ein Tropfen Blut vergossen wird. Selbst die-

ser Blutstropfen wird uns ein Trost, denn wir sehen ihn nicht, ohne die Zeiten zu ahnen, da die Lüfte aller Genesung nnd Heilung athmen werden.

In dieser Stimmung nehmen wir die Welt mit ihren Paradiesen und überhügelten Schlachtgefilden, mit ihren Erscheinungen heiliger Genoveven, und aus Beklommenheit rasender Golos in den Arm unsrer Phantasie, und heben sie empor gegen den göttlichen, allumfassenden Himmel des Glaubens; wenn nun die alten engen gebrechlichen Formen und die Beklommenheit der Seelen im sterblichen Leibe wird gelöscht seyn, auch dann wird zwar die Heilige in noch schönerem Glanze vorangehen, aber auch die vormaligen Sünder werden ihr nahen mit reinen Händen, rein gewaschen im Blute des Leides, der Angst der Überwindung! Sie werden einander an ihre Wunden erinnern, aber nur, um zu triumphiren, wie man sich an Wunden erinnert aus einem jugendlichen Kampfspiel, das uns gestärkt und gebildet hat. Die Mannig-

faltigkeit der Kräfte, die hier im Streite waren, wird sich grüssen und selig umarmen. Das ist es, warum ich auch die Sünder mit friedlicher Religion an meinen Busen drücken, und ihren irdischen Wandel beschauen kann mit freyem Gemüth.

Freylich vermag dieser Vorgenuß der Harmonie nichts gegen eine empörende Wirklichkeit, die mit allen ihren Greueln uns mitten in den Weg tritt. Mit andern Worten: bey gewissen Erscheinungen und deren Beschauung darf und kann uns jene ästhetische oder schöne Religionsstimmung nicht bleiben. Aber doch eine andre, nämlich die erhabene, in der wir uns über uns selbst hinausschwingen, und uns für den geistigen und an sich farblosen Gedanken-Glauben einer unsterblichen Harmonie, mit einem Heroismus gegen uns selbst begeistern. Der Karakter dieser Stimmung ist auch ein wahrhaft-lebendiger, d. h. sinnlich-geistiger, denn die Sinnlichkeit wird in der erhabnen Begeistrung nur dadurch mit ihren Angst-Gefühlen unterjocht, daß ihr zu Muthe ist, als habe

sie selbst sich unterjocht; sie erscheint sich im wunderbaren Spiegel der Phantasie als eine höhere Kraft aus sich selbst, in dem mystischen Bilde eines Besiegten, der sein eigner Sieger ist, eines Triumphs auf eignen Trümmern. Aber nicht ästhetisch, nicht friedlich, sondern kriegerisch ist diese Lebendigkeit des Glaubens. Dies ist es, worauf wir schon früher mit dem Gegensatze von friedlich erbauenden und siegreich erhebenden Religions-Stimmungen hindeuten wollten.

Die Stimmungen beider Art zu erwecken, zu nähren, zu verbreiten, ist der höhere Beruf der höhern Kunst, sowohl der oratorischen als ästhetischen.

Die wahre Schönheit jedes Kunstwerks, es stelle übrigens einen Gegenstand dar, welchen es wolle, verkündigt in seiner Form eine stille Harmonie des Gedankens mit dem Gefühl, und eine lebendige Seelenruhe, welche die Kleinheit und Großheit, die Gebrechlichkeit und Vollkommenheit der Dinge mit jener milden und tröstlichen Würdigung betrachtet, die

wir die ästhetisch-religiöse nennen. Es ist ein Spiegel, ein Abdruck jener Stimmung, und spricht uns freundlich an, bittend um Sympathie. Besonders zeigt sich das wahrhaft liebenswürdige Werk, worin die Harmonie des Gemüths zugleich Gegenstand ist, als das reinste Kunstsymbol des Friedens. Vor diesem Symbol fühlen wir uns, leben wir uns gleichsam auf wenig Augenblicke in jenen Frieden hinein.

Die kühne Erhabenheit eines Kunstwerks, (und nichts ist erhaben, worin nicht der moralische Religions-Glaube auf eine unbegreifliche und mystische Weise die Sinnlichkeit über die Sinnlichkeit triumphiren läßt, und sie in dem Grade begeistert, daß sie im magischen Spiegel der Phantasie sich über sich selber hinaus ins Geistige leben sieht,) die kühne Erhabenheit eines Kunstwerks redet uns oratorisch-religiös an, indem sie uns den Glauben als kämpfend und siegend (nicht als im Frieden regierend) darstellt, und uns nicht sowohl freundlich zuspricht, als vielmehr nachdrücklich

aufruft, einen gleichen Kampf einzugehn, kurz, jedes wahrhaft erhabne Werk, mag es sonst darstellen, was es will, muß uns zu gläubiger Tapferkeit begeistern, indem es entweder als Produkt und Symbol derselben erscheint, oder als Abbildung eines Gegenstandes, der zum Kampf herausfordert.

Ähnlich diesen Kunstwerken, spricht uns auch die Natur in ihren ästhetischen und erhabnen Erscheinungen.

Der Sinn des lebendigen Friedens und die höhere Begeisterung des Glaubens, welche wir die erhabne nannten, beide fanden ihre erste Nahrung im Anblick und Verkehr der Natur. Diese war es, von der sie (nicht erzeugt) aber geweckt und geübt wurden.

Die schönen Partien und Momente der Schöpfung blicken den Menschen als Vorbilder der Harmonie an, die er dunkel ahnet und wünscht. Sie erklangen ihm als einzelne Akkorde derselben. In ihnen fühlte er seine sinnliche Beengung, seinen sinnlichen Unfrieden we-

niger. Sie mäßigten, sie beruhigten seine wilden Triebe, und gaben ihm einen stillen freundlichen Genuß ohne Kampf. Seine Sehnsucht nach der vollen und bleibenden Harmonie wurde umfassender, stärker, dauernder durch diese Nahrung. Überall, wo der äußre Sinn jetzt auch nur Bruchstücke jenes Vorbildes erblickt, nur ein Paar Töne des einzelnen Akkordes vernimmt, ergänzt die schöpferische Phantasie das Fehlende; sie ahnet gleichsam bey der Stimme eines einzelnen Instruments die andern in Füll und Einheit hinzu. Und wenn zu einzelnen Dissonanzen die geahnete Auflösung aus unserm Innern tönt, so zieht ein harmonisches Konzert des Ganzen, ein fortströmendes Lied der Schöpfung durch unsre Seele.

Auf solche und ähnliche Weise wird uns zuerst das Vorgefühl der geglaubten Harmonie, als ästhetische Stimmung.

Freylich geschieht dies immer nur wie in einem Halbschlummer, in einem leichten Traume, und darum kann uns auch bey diesem genialischen Naturgenuß die Sehnsucht nicht ver-

lassen, — eine ruhige, hofnungsvolle Sehnsucht nach dem Erwachen, nach einem klaren Vernehmen der dämmernden Harmonie, nach einer wirklichen Darstellung und Aufführung unsrer Dichtung, denn daß wir hinzugedichtet haben, wissen wir wohl. Aber diese Sehnsucht bleibt nun einmal von allem beschauenden Genusse des Schönen untrennbar, und kein ästhetisch-religiöses Gefühl, und kein ästhetischer Naturfreund oder Künstler lebt ohne sie, ist aber selig in ihr auf Erden.

In jene Gesänge der Natur trug die Seele zuerst auch die Hofnungen und Ansprüche des moralischen Glaubens, als Gedanken-Text, und noch und immer bieten sich dieselben zur lebendigen Gestaltung der schönsten Religions-Idee dar.

Laß dir durch das Konzert der sinnlichen Welt symbolisch verkündigen die Harmonie moralischer Wesen, mit den Bedingungen friedlicher Existenz, die dein Glaube an einen moralischen Weltgeist erwartet.

In diesem Sinne ist wahrlich die Natur der würdigste Tempel Gottes, — der Himmel in seiner ruhigen Pracht, die herrlichste Tempelwölbung, und die Erde in ihrer wechselnden Blüthe der schönste Opferaltar.

Die erhabnen Naturerscheinungen, d. h. solche, die den wunderbaren Sieg im Bewußtseyn, die das Gefühl des Erhabenen in uns erwecken, sofern sie's thun, — vermögen es, eben wie die Kunstwerke, entweder als ruhige Symbole jenes Gefühls, wie etwa ein aus dem Chor niedriger Berge sich über die Wolken erhebender Fels, wenn er ohne Gefahrbesorgniß angeschaut wird, oder als feindliche Ausforderungen zum Kampfe.

Bey den letzten, den grausenhaften oder entsetzlichen Erscheinungen der Schöpfung, ist der Aufschwung zum Erhabenen nicht denkbar, ohne einen hohen Grad moralischer Innewerdung, Kraft und Übung.

Dann aber werden auch die zerstörenden Naturwirkungen, und selbst die Greuel einer ungebändigten Willkühr den religiösen Stolz

emporrufen zur Tapferkeit der Geduld oder des Gegenkampfs. Wie es nicht immer Misbrauch eines religiösen Aktus heißen darf, wenn ein Heeresanführer mit seinen Kriegesgenossen einen betenden Hymnus vor der Schlacht anstimmet; so kann auch ein gleicher Aktus unter Donner und Bliz, Sturm und Woge des wilden Meeres, sey es mitten in der besonnenen Rettungs-Arbeit der Schiffenden, oder wenn alle menschliche Hülfe verloren ist, eine wahrhaft erhabne und stolze Religionshuldigung seyn, nicht eine muthlose und abgöttische Erniedrigung.

Was ist's überhaupt, das den Menschen, mitten in der Umgebung von unbekannter Gefahr und drohender Übergewalt, nicht etwa blos mit Besonnenheit des Kopfs und Stumpfheit des Herzens, eben so wenig mit bedachtloser Kühnheit des Verzweiflens, sondern zugleich in Besonnenheit des Betrachtens, des Erwägens, und in Energie und Frischheit des Muthes standhaft und wirksam erhält, wenn es nicht jenes Wunder ist, wodurch die Sinn-

lichkeit sich ins Geistige hinüberrettet, um die Harmonie, die sich schlechterdings diesem Greuel der Wirklichkeit nicht andichten, nicht anempfinden läßt, in jenem Gebiet der Gestaltlosigkeit doch als Gestalt, als Bild zu umarmen.

(Ich ringe mit dem Ausdruck, damit er sage, was ich inne werde.)

Alle Tapferkeit, (die wahrhafte, die eben so wenig der dozirenden Kälte ähnlich ist, womit man ein Kadaver zerlegt, als der rasenden Bedachtlosigkeit, als auch der stillen, gefühllosen Tollheit,) — alle wahrhafte Tapferkeit, sowohl der Geduld, als des Gegenkampfes, ist lebendige Religion, zwar nicht in ästhetischem Frieden, sondern im Aufschwunge des Erhabenen. In dieser Stimmung empfinden wir keine sehnende Hofnung, sondern eine schmachtende Zuversicht.

Alle diese Belebungen der Religion durch schöne oder erhabne Natur, so wie durch Werke der höhern Künste überhaupt, (mögen sie diesen oder einen andern Gegenstand darstellen,)

sind nun zwar religiöse Stimmungen, aber sie paaren sich darnm nicht nothwendig mit bestimmten religiösen Gedanken. (Woher es auch kommen möchte, daß mancher Leser dieses Aufsatzes die Religiosität in jeder lebendigen Auffassung eines ästhetischen oder erhabnen Werks, oder einer solchen Natur-Erscheinung bezweifeln wird.)

Hat hingegen ein Kunstwerk oder eine Kunsthandlung selbst eine religiöse Idee, einen Religions-Gedanken, oder eine moralische Idee in religiöser Tendenz, zum Gegenstand seiner Ausführung, so ist es ein innerlich vollendetes religiöses Kunstwerk, oder ein solcher Aktus. Beide lassen sich als rein ästhetisch, als ästhetisch und oratorisch, und blos als oratorisch denken.

Anordnungen dieser Art sind es, die wir religiöse Feyerlichkeiten nennen, nachdem sie den Sinn eines Gottesdienstes mit Recht verlohren haben. Sie sollen in verständiger Einung, in einem edlen und freyen Bunde ästhetische Er-

bauung und moralisch-oratorische Erhebung wirken, und zwar nicht blos durch Aussprechung beider Stimmungen, (ohne religiöse Wahl des Gegenstandes, sondern zugleich durch Mitaussprechung religiöser Ideen, kurz sie sollen eine ästhetisch-oratorische Glaubens-Huldigung werden. —

Ob wohl das Ganze eine absichtliche Veranstaltung, und also Kunst ist, so unterscheiden sich doch die ächten Genossen der Anstalt von jedem Kunstbeschauer, denn sie sind Mitwirker, und bilden den Aktus. — Hiezu aber macht sie innerlich nur der höhere Ernst, der aus dem moralisch-religiösen Gegenstande ihren Geist mit festen Blicken anschaut, und einen gleichen Blick erwartet.

Eben durch diesen Ernst muß die Absichtlichkeit der Kunst jedem verschwinden, sonst ist er nicht ächter Genosse, sondern Beschauer, und gehört in den Vorhof des Heiligthums, wie der Gemäldebetrachter sich ausserhalb des Gemäldes befindet.

Ich nenne Ernst der Religiosität die ruhige Überzeugung: unserm Sehnen und Hoffen, unserm friedlichen Vorgefühl oder erhabnen Voranschaun der geglaubten Harmonie werde eine Realität entsprechen, die wir jetzt nur erwarten, und nur zum Theil durch eigne Kraft herbeyführen können.

Diese Überzeugung aber hat ihren tiefern Grund im Bewußtseyn der höhern Bestimmung des Menschen, als einer Aufgabe an ihn selbst, wornach er wollen und streben soll in einer Linie, auf einem Wege, (des an sich Guten) der ihn über die Befangenheit, die Gebrechlichkeit, die Ohnmacht, den Schmerz und Jammer des irdischen Lebens schlechterdings hinwegführt, hinwegweist, kurz, im Innewerden der moralischen Bestimmung.

Dann erst ist Vernunft-Religion möglich, als begründeter Gedanke: jene Befangenheit, die uns drückt, mit der wir kämpfen, sey nur ein Übungs- und Bildungs-Stand, und werde sich dadurch auflösen, (gleichsam recht-

fertigen,) daß wir als wirklich geübt und gebildet aus ihr hervorgehn in freyere Verhältnisse der Existenz. Und erst durch diesen Gedanken ist der Boden, ist das Feld gesichert gegen Angriffe des Zweifels, der Boden, das Feld, worauf die Religiosität, als ein sinnlich-geistiges Glauben, ihre erbauenden und erhebenden Versuche des stillen Vorgefühls und des kühnen Vorerblickens jener Auflösung in unendlicher Mannichfaltigkeit von Bildern anstellen kann und darf. Ist der Boden nicht gesichert, ist er vom Zweifel durchwühlt, so schweben alle diese Versuche gleichsam in der Luft, der Ernst der Religiosität ist hin, sie wird ein Spiel mit uns selbst, zwar ein schönes und erhabnes, ein wichtiges, ja, ein dem sinnlich-geistigen Leben nothwendiges Spiel. Auch dann noch ist sie zwar die Seele der höhern Kunstwerke, und wir werden sie darin mit Lieb und Achtung beschauen. Aber ein religiöser Gesellschafts-Aktus muß aufhören, weil es darin gar zu klar würde, daß wir mit uns selbst und für uns selbst spielen, daß wir Theater und Parterre zugleich sind.

Zu den Zeiten unsrer Väter, da das Secir-Messer der Spekulation noch nicht durch so viele Seelen geschnitten, und sie in sich selbst zertheilt hatte, war jener Ernst schon dadurch (auf eine negative Weise) gesichert, daß die Zweifel des kalten, isolirten Raisonnements nicht bekannt waren. Je mehr diese in unsern Tagen zunehmen, desto mehr Gemüther wird es geben, welche den Ernst der Religiosität nie erfahren haben. Dann aber steht nicht weiter an, eure Kirchen in Schulen, oder in Kunsttheater, in Konzertsäle, in Schauspielhäuser zu verwandeln.

Der Titel dieses Aufsatzes hat bloß Andeutungen versprochen. Eine vollständige Würdigung unsrer kirchlichen Feyerlichkeiten wird daher niemand erwarten, und eben so wenig die Zeichnung eines Ideals gesellschaftlicher Religionshuldigungen. Nur ein Paar Saamkörner will ich auswerfen mit freyer Hand. Sind einige gut, und können Früchte

bringen, so werden sie's, wenn sie in guten Boden fallen.

Schon das Bild einer Gemeine, deren sämmtliche Glieder sich zum lauten Aussprechen ihres moralischen Glaubens, zum Bekenntniß der Verehrung ihrer Pflichten, als Gesetze des heiligen Weltgeistes, zum Bekenntniß der Hofnungen und Aussichten über das Grab hin, versammelt haben, wirkt eine moralisch-oratorische Erhebung. Alle irdischen Verhältnisse, alle irdischen Begrenzungen und Zertrennungen des Menschen, alle seine politischen Sorgen und Geschäfte sind zurück gestellt. Wir ordnen uns in dem, was hier geschehn soll, auf eine sinnliche Weise zu einer übersinnlichen Welt, denn wir sind beysammen, um feyerlich zu verkünden, daß wir zu ihr gehören. Und werfen wir von dieser versinnlichten Höhe unsers Geistes einen Blick auf das alltägliche Leben, seine Gefahren und Mühen, seine Leiden und Freuden, so scheinen sie selbst unserm Gefühl, was sie sonst nur unsern Gedanken sind,

klein, gering, leicht zu überwinden, leicht zu tragen, leicht zu entbehren.

Eine solche Gemeine, die als Ebenbild einer moralischen Welt anzusehen ist, bedarf aber zuvörderst einer würdigen Umfassung. Sie muß als ein ausgebreitetes Ganze sinnlich erscheinen können, und die Gestalten und Raumverhältnisse, unter denen sie erscheint, müssen dem Karakter der Hoheit dessen entsprechen, was hier geschehen soll, wenigstens müssen es edle Ornamente seyn, wenn es schon keine mit- und selbst-begeisternde Kunstwerke seyn können.

Was in Betracht dieser beyden Dinge bey unsern kirchlichen Gottesverehrungen zu wünschen seyn möchte, ist viel. Wir bemerken nur: daß kein Mitglied der Gemeine den Schein geben dürfte, als hab es für den Geist dieser Versammlung keinen Sinn, als wolle oder könne es die Wichtigkeit eines ästhetisch-religiösen Aktus nicht erwägen und beherzigen. Wer diesen Schein giebt, zerreißt die Gemeine, und macht sie zu einem bloßen Volkshaufen.

Unsre meisten Kirchen sind hohe und dunkle Kerker, sind weite Todtengewölber über der Erde! aber auch leichtfertig gezierte, elegante Weltsäle sollen sie nicht werden! —

Die religiösen Aktus selbst, durch welche der Trost und die Erhebung der Religion auf Herz und Phantasie wirken sollen, lassen sich in lyrische und allegorische scheiden.

Die allegorischen an sich, ohne daß sie mit lyrischen verbunden werden, sind die schwächsten, und dürften, da sie so vielen Deutungen und Verdeutungen, ja einer abergläubischen Verwechselung des sinnlichen Zeichens mit dem übersinnlichen Gegenstande ausgesetzt sind, nach und nach besser mit lyrischen Handlungen vertauscht werden.

Die lyrischen Aktus wirken, als Ausdruck religiöser Gefühle, sympathetisch; sie haben volle Kraft, und enthalten in sich keinen Keim zur Verfälschung. Gesprochnes Gebet, gesprochne Glaubenshuldigung, Gesang, bedeutender Wechsel zwischen beiden, feyerliches Aufstehen, ehr-

furchtsvolles Niederknieen, oder triumphirender Umgang sind die Formen, in welchen die Gemeine, (entweder in harmonischem Verein, oder durch ihre Repräsentanten,) ihren Religionsglauben, als in ein lebendiges Gefühl schon übergegangen ausdrückt, eben um dieses Gefühl zu erwecken, zu nähren, zu erhöhen, zu verbreiten, oder zu bekräftigen.

Es muß daher vor allen Dingen wirklich ein lebendiges Gefühl und ein lyrischer Geist in ihnen herrschen, nicht dürfen sie eine kalte Betrachtung, einen bloßen Lehrgedanken in zweckloser lyrischer Form aussagen.

Demnächst müssen die Ab- und Aufstufungen der Rührung und Begeistrung, in Verbindung der verschiednen Formen und Form-Arten, Natur und Wahrheit behaupten. Es muß möglich seyn, die Rührung und Begeisterung innerlich so fortzusetzen, als es äusserlich angedeutet wird.

Dann aber sey auch die Weise des Ausdrucks dem Gemüthe interessant. Die Formen an sich müssen Mannigfaltigkeit und Le-

ben haben, und doch ein edles, harmonisches Ganzes bilden. Das ausgesprochene, verkündete Religionsgefühl muß nicht geziert mit einzelnen, unordentlich verbundenen Blumen, sondern in einem vollen blühenden Kranze der Kunst erscheinen.

Es ist zu wünschen, daß der fortschreitende, oder vielmehr wieder auflebende höhere Kunstgeist unsern Kirchen-Feyerlichkeiten hold werden möge.

Ein früherer Versuch, den Geist öffentlicher Religionsfeyerlichkeiten anzudeuten, mag hier eine Stelle finden.

„O du, der nicht im Tempel wohnt, er„baut von Menschenhänden, dem wir dort „nicht dienen, (denn der wahre Gottesdienst „lebt in der ofnen Welt, und wandelt im All„tags-Kleide,) — — laß in Tempeln deines „Namens alle Künste sich ihre Kräfte leihn, „und ihre Allgegenwart vereinen, um des Men-

„schen Würd' und Hofnung und seine künft'-
„ge Seligkeit zu feyern!

„— — — — — — — Hoch empor
„getragen vom Fittig des Gebetes, schweb'
„hinauf die frohe Seele jenseit aller Sterne,
„zur freien Wohnung der Gerechten! Hier
„eröfne sich ein Himmel, auferbaut vom fein-
„sten Sinnlichen, das je die Phantasie gerei-
„nigt hat zu körperlichem Geist! Ein Tropfen
„aus dem Strom der Seligkeit erquike das mat-
„te Herz! — Schnell wie elektrisch Feuer durch-
„ströme das Gefühl der neuen Jugendkraft,
„der Unvergänglichkeit, durchströme jede Ner-
„ve des wonnevollen Busens, und verkläre
„den trübsten Blick. Gerettet ist die Würde
„der Menschheit. Sieh, entlastet jetzt von Kron
„und Zepter, und von seinen Sklavenketten,
„bekleidet mit der hohen Urgestallt des Vaters,
„umarmet sich ein brüderliches Volk, und sei-
„ne Kinder findet Adam wieder im neuen Pa-
„radies. Ein Cherub führt die Märtyrer
„der Tugend, die gehaßten Söhne der Wahr-
„heit, näher hin zum Thron.

„Wir fühlen, wir fühlen schon an unsrer „Stirne wehn den lang verheißnen Kranz, wir „heben in die Palmen des ganzen Himmels „jauchzend mit empor die ewig grünen Zweige. „Horch, jetzt rauschet hernieder, aus der son„nenhellen Wölbung des Tempels rauscht ein „Meer von Harmonie auf unser Haupt: es „ist der Chorgesang, der jubelvolle Chorgesang „der Sphären, denn sie begehen unsern Sie„gestag!“

„Doch bald, nach kurzen Augenblicken, „(daß der Rausch sich nicht in blinde Trun„kenheit verwandle,) verlaß die nie zu stolze „Kunst den Himmel, und schwebe sanft zurück „auf diese Welt. Mit neuem Muth zu neuem „Kampf bewafnet, zu neuen Tugenden ge„stärkt, — die Phantasie geläutert, rein ge„waschen von den Bildern unedler Lüste, rein „gestimmt die Sinne zur Harmonie, nur mit „den bessern Freuden, empfang' uns wieder „dieses Land der Bildung und die Gemeinschaft „aller Hoffenden!“ —

Keine edlere Vereinung der Künste läßt sich denken, um die Würde der Menschheit in ihren edelsten Ansprüchen und Hofnungen zu feyern, als die vor den Altären der Religion.

Es kommen Momente genug, wo sich der in politischer Thätigkeit zertheilte Mensch sammelt, und sammeln muß, um das Leben im Ganzen zu beschaun, und sich ernstlich zu fragen: wohin es denn mit ihm solle und könne? Wenn hier die Vernunft ihre eignen Zweifel beruhigt, und wenn der ehrliche Mann sich zusprechen darf: du hast ernstlich zu leben getrachtet, wie es die Stimme deines höhern Wesens gebot! Du hast bey den kleinlichen Zweken der Welt, zu deren Beförderung du angesetzt warest, den Zweck jenes höhern Wesens nie verleugnet, und wo du konntest, wirktest du Gutes, auch ohne Hofnung seines Gedeihens für diese Erde. Erwarte ruhig die Verwandlung deines irdischen Daseyns, und die Bedingungen der neuen Existenz; diese Bedingungen

werden nicht ungerecht seyn: — o so entsteht in ihm der Wunsch, diese Gedanken, (Gedanken-Aussichten und Gedanken-Hofnungen,) recht lebendig und voll erquickend auf das ganze System seiner Empfindungen wirken, sein ganzes Innere den Trost und die Erhebung der Religion mit vollen Zügen trinken zu lassen! Er sehnt sich nach einer lebendigen, religiösen Erbauung! Er hat den Muth der Religion, er will auch ihre Freudigkeit haben!

Warum soll es nicht bestimmte Stunden geben, wo eine solche Erquickung allgemein, (und eben erst dadurch in ihrer ganzen Kraft,) genossen werden kann? Hat man doch bestimmte Zeiten für den Kunstgenuß in andrer Art!

Und ist denn die Veranstaltung der kirchlichen Glaubenshuldigungen nicht die einzige bey uns, wo auch der größere Theil des Volks sein Gemüth ästhetisch reinigen und erheben, wo auch für ihn die humanste Wirkung der Kunst wohlthätig seyn könnte? — Die einzige, wo auch seiner beengten Seele Flügel gegeben werden dürften, sich über das Kleinliche und Ban-

ge seines täglichen Lebens empor zu schwingen, um mit freudigen, hofnungsvollen Muthe zu ihnen zurückzukehren, und auch dort, wenn Natur und Schicksal ihn niederdrücken, und wenn ihm die Beharrlichkeit in der Pflicht, bey so vielen durch Kontrast und Vergleich gar tief schmerzenden Opfern, hart und schwer ankömmt, sein Herz leichter in jene stille, friedliche Begeistrung zu versetzen, in der Unglück und Noth ihre Lebenzerrüttende Gewalt verlieren, ohne daß erst eine dumpfe Fühllosigkeit uns gegen sie wafnen muß?

Diese und ähnliche Betrachtungen sind es, welche den Wunsch erregen: daß wir liturgische Propyläen erhalten möchten! — und daß ein Künstler wie der, welcher den Saal der Vergangenheit und die Exequien Mignons dichtete, für die edeln, rein menschlichen Zwecke eines moralisch-religiösen Kultus werkthätig seyn könnte und wollte.

Wir haben in unsern Kirchen Lehrvorträge mit ästhetischen Religionsübungen verbunden.

Ob und in wie fern beide ein harmonisches, sich gegenseitig unterstützendes Ganzes bilden können, ist eine Sache, die noch wenig zur Sprache gekommen. Es scheint, daß, (wenn die Verbindung bleiben soll,) alles Lehrende, alles kalt Betrachtende dem Rührenden vorangehen müsse, es wäre denn, daß der Anfang mit einem allgemeinen Glaubensbekenntniß gemacht würde, als Darlegung dessen, wodurch die Versammlung eine moralisch-religiöse Gemeine wird. Die wunderliche Abwechselung zwischen Poesie und Prosa, (nicht etwa zwischen Gesang und Rede,) scheint nicht auf einen harmonischen Total-Eindruck berechnet zu seyn, (wenn sie als absichtliche Kunst betrachtet wird,) und hat keine lebendige Wahrheit, (wenn man sie als freye Anordnung der selbstgefühlten Begeistrung ansieht.) Die Belehrung läßt die Rührung nicht austönen, sondern fällt dem Herzen gleichsam in's Wort, und oft nach einem scharf abgeschnittnen, dozirenden Vortrage beginnt die Gemeine einen lyrischen Gesang, der ein Ausströmen von Fülle hoher Empfindungen seyn soll! —

Predigten, die den Sinn und Geist eines Liedes, eines Gebets im Voraus mit wenigen, aber großen Zügen charakterisirten und ins Licht stellten, um alle Hindernisse, die dem Verstehn und Fassen im Wege seyn möchten, wegzuräumen, auf den Geist des Ganzen vorzubereiten, und die Gemüther zu stimmen, — solche Predigten giebt es, so viel mir bekannt ist, gar nicht!

Unsre Kirchen schwanken zwischen Tempeln (Veranstaltungen zu ästhetisch-religiöser Erbauung) und moralischen Volksschulen für die Erwachsenen hin und her. Darum können sie nur einen verwirrten Unterricht und eine seichte Erbauung zu Stande bringen. Wirklicher Unterricht, wenn auch einzig über moralische Dinge, verlangt eine andre Form, einen andern Gang, als den einer Rede. Von der andern Seite dozirt man jetzt in dieser unschicklichen Form zu viel, indem man den Gegenstand doch, wegen Kürze der Zeit, auf diese Art nicht erschöpfen kann. In eigentlichen Erbauungs-Reden ist der Prediger kein Kirchenlehrer, sondern ein freyer Repräsentant der

Gemeine. Er stelle sein moralisch-religiös-bewegtes Innre als wortführendes Mitglied dar.

Die Sakramente, die allegorischen Kirchen-Handlungen, sind ans Ende verlegt, und haben den Schein, daß sie zum Ganzen eigentlich nicht mehr gehören, obwohl sie ihrem Sinne nach mitten in die versammelte Gemeine gestellt werden, und wegen ihres an sich schwächern Eindrucks mit andern und höhern Rührungen umgeben und verbunden seyn, oder ihnen wenigstens vorangehen müßten.

Die Verbindung religiöser Feyerlichkeiten mit Eheverbindungen und Begräbnissen hat einen edeln Sinn, (abgesehen von den polizeylichen und statistischen Neben-Zwecken, die bey der kirchlichen Besorgung beider Dinge, so wie bey der Kindertaufe erreicht werden.) — Aber wie viel edler und wirksamer, als in der gewöhnlichen Form geschieht, ließe sich derselbe darstellen.

Der Ehestand soll als etwas Heiliges auch äusserlich dessignirt werden, und dieses geschehe dadurch, daß man ihn mit einer religiösen Feyerlichkeit anhebe! — Vor dem Angesicht einer moralischen Gemeine schließen zwey Mitglieder derselben einen Bund, der zwar durch weltliche Gesetze äusserlich gesichert ist, der aber, wenn er der Menschheit für ihre höhern Zwecke heilsam werden soll, eine frohe und friedliche Erfüllung so vieler neuen, mühevollen Pflichten, und eine moralische Harmonie beider Genossen verlangt. Nicht von den verbundnen Händen, (denn diese geben nur Volk,) sondern von den verbundnen Herzen erwartet die moralische Welt neue würdige Bürger! Die Trauung, als Privatfeyerlichkeit behandelt, verliert die bedeutende ästhetische Kraft, dies auszusagen. Eine Gemeine nehme daran Theil. Sie sey aufgerufen zum Zeugniß für und gegen die Erfüllung!

„Diese fremden und bekannten Augen, die
„euch jetzt umgeben, werden euch im Leben wie-
„der begegnen und beobachten. Aber es sind
„nicht blos diese leiblichen Augen, — es sieht

„ein richtender Geist aus ihnen, und ihr selbst „habt ihn gefordert. Euer Wandel ist eine „Sache, die auch ihn aus höhern Gründen an„geht. Erfüllt die große Absicht der Natur! „aber vergeßt nie, daß ihre höchsten Absichten „nur Mittel sind zu noch höhern und heiligern „Zwecken. Was die Natur durch euch nur „der Erde, nur dem Spiel des vergänglichen „Lebens als neuen Genuß hinzugeben scheint, „das sollt ihr selbst durch Liebe und Treue für „den Himmel erziehen, und es der Würdigkeit „des unsterblichen Lebens darbringen. In „dieser Hofnung folgt euch der Segen und die „Liebe aller Gläubigen!“ —

Zwar ist die höchste Pflichtenharmonie, auch wenn sie heldenmüthig begeistert wäre, nicht das schöne Leben des Ehestandes, welches nur dann erhalten bleibt, wenn die Genossen auch mit keinem Bilde, mit keinem unwillkührlichen Wunsche lockender Veränderung innerlich kämpfen müssen. Aber eine Stimmung des Herzens und der Phantasie, welche durch Erinnerung und Anschauung ähnlicher Scenen genährt und erhalten bleibt, ist selbst ein Mittel

zur Reinerhaltung der Phantasie und des Herzens. Und muß denn doch gekämpft werden; so unterstützen sie den bessern Willen! — Es ist eher Friede in solchen Gemüthern. —

Was religiöse Todten- oder Begräbniß-Feyerlichkeiten anbetrift; so wird man inne werden, was sie aussprechen und wirken könnten, wenn man das Wesentliche der schon oben in Anregung gebrachten Exequien als Ideal derselben, (obwohl unter individuellen Bestimmungen,) aufstellt.

„Schreitet, schreitet in's Leben zurück! nehmet den heiligen Ernst mit euch: denn der „Ernst, der Heilige, macht allein das Leben „zur Ewigkeit!“

Die Ausführbarkeit dieser Ideen verlangte nach Zeit und Ort mancherley nähere Bestimmungen. Nicht unzweckmäßig, auch wohl leicht realisirbar wären zusammenfassende Jahresfeste, sowohl für diese Ereignisse, (Eheverbindungen und Begräbnisse,) als auch manche andre dem Menschen-Leben wichtige Vorfälle und Veränderungen, insofern sie einen religiö-

sen Berührpunkt haben, und einer religiösen Beziehung würdig sind, — so daß hiedurch gleichsam die Gemeinde eine kirchliche Familie bildete, z. B. Fest der Bewillkommnung aller Gebornen, als neu erscheinender Mitglieder einer moralischen Welt und Mitgenossen des Leides und der Freude, der Sehnsucht und Hofnung in diesem Übungs- und Hofnungs-Zustande, — Feste des Abschiedes, u. s. f. — — —

Das alienum quid, das die Herzen der einzelnen Menschen zu Johumanität und endlich zum unverholnen Egoismus führt, würde auch hierdurch vermindert, und im Gefühl selbst auf dasjenige zurückgeführt werden, was, ganz unbeschadet der gemeinschaftlichen moralischen Kultur des Menschen, ein wirkliches alienum ist und bleiben muß!

Dies Alles und die damit verwandten Dinge würden Gegenstände seyn zu gründlichern Diskussionen in lyturgischen Propyläen.

Zu gegenwärtigen Blättern aber gab zuerst der Wunsch Veranlassung:

Eine Bibel religiöser Gesänge und Rede-Aktus zu sammeln.

Bey Veranstaltung unsrer neuen Kirchen-Gesangbücher, die größtentheils für einzelne Gemeinen bestimmt wurden, fanden noch immer so viele kleinliche Rücksichten Statt, daß sich eine bedeutende Annäherung zur Vollkommenheit nicht erwarten ließ. — Auch wird Niemand leugnen, daß die besten dieser Sammlungen mehr moralisch-religiöse Lesebücher in Reimen, als Gesangbücher heißen sollten. Der lebendige und kräftige Geist, der in einigen Liedern von Luther, Dach, Rist, Paul Gerhard u. a. älteren Kirchendichtern weht, ist verbannt aus diesen gereimten Moralien und dogmatischen Sprüchen. Man redet oder singt vom Vertrauen auf Gott, aber ohne den Muth des Vertrauens! Man sagt, daß man die Gottheit loben müsse und wolle, weil sie so lobenswürdig sey, aber es kömmt zu keinem freudigen, herzlichen Lobe! — u. s. f.

Unsere neusten Poeten in Religionsliedern sind eigentlich Gebet- und Verse-Macher, die aus einem gewissen Esprit de profession die neuen Gesangbücher unterstützen, und die alten so reinigen, daß die edelsten Gesänge der letzten darüber das Leben verlieren. Sie wollten diesen jedoch nur das Mystische nehmen, und sie nach Regeln einer, wie sie glaubten, schon geschlossenen Grammatik und Stylistik mit korrekter Sprache zieren. Die Popularität, die sie hiemit beabsichteten, ist größtentheils verfehlt; unser Periodenstyl ist gewiß nicht volksmässig! Auch steht lebendige Poesie über allgemein wichtige religiöse und moralische Ideen mit der Popularität des Ausdrucks in keinem Streite, und ohne Mystik giebt es so wenig eine Religion, als eine Poesie.

Als Probe einer Umbildung älterer Lieder, welche der Aufnahme in eine Bibel religiöser Gesänge nicht unwürdig seyn möchten, geb' ich hier eine Gloria von Klopstock und Luthers religiöses Heldenlied! —

I.

Gloria.

Preis Ihm! Er schuf und Er erhält
Seine wundervolle Welt.
Du riefst, da wurden, Herr, auch wir!
In deinem Oden leben wir
Und sterben dir!
Halleluja! —

Preis Ihm! — Von seinem Licht ein Strahl
Klärt uns auf das Körper-All.
Und Ordnung, Weisheit, Schönheit, Pracht
Sind vor dem Menschengeist erwacht
Aus todter Nacht.
Halleluja!

Preis Ihm! — Von einer höhern Welt
Ist ein Bild uns aufgestellt.
Du Heiliger, zur Heiligkeit,
Du Seligster, zur Seligkeit
Sind wir geweiht.
Halleluja!

II.

Vertraun auf Gott.

Eine feste Burg ist unser Gott!
Laß brechen Wehr und Waffen!
Wir stehn durch ihn in Gefahr und Noth,
Er wird uns Rettung schaffen.
Wenn auch ein trotziger Feind
Es noch so ernstlich meynt,
Wenn große Gewalt, viel List
Ihm Schwert und Panzer ist,
Und keine Macht ihn hemmet.

Mit unsrer Macht sey nichts gethan,
Unsre Klugheit sey verloren,
Doch bleibe das Herz ein muthiger Mann,
Wir sind zum Kämpfen geboren.
Wohin der Pflicht Panier
Uns winket, schreiten wir.
Wer diesen Muth gewann,
Dem schwingt sich der Glaube voran:
Das Gute wird Feld behalten.

Und tobte das Böse, ein fürchterlich Meer,
Den Boden uns zu verschlingen,

Zerstörend die Werke der Tugend umher;
In die Seele mag es nicht dringen.
Und wär' es König der Welt,
Hier sind ihm Grenzen gestellt!
Ist's um die Erde gethan,
Schwinget sich Himmelan
Das Gute im Geiste der Guten.

Hoch über dem Himmel thront ein Gott,
Der führet die heilige Sache
Aus der Vergänglichkeit Hohn und Spott,
Daß er sie herrlich mache.
Und nähmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Es fahre das Zeitliche hin,
Ein kurzer unsichrer Gewinn;
Reich Gottes, du wirst uns bleiben.

In einer Bibel religiöser Gesänge und Reden, wie ich solche in der Idee mir vorbilde, müßte sich der mannichfaltige Abdruck einer religiösen Gemeine in dem, was mehrere Glieder derselben aussprechen und verkünden, nicht vollständig, aber in einem Reichthum darstel-

len, der die Unendlichkeit der religiösen Auffassungen ahnen ließe. Das Ganze müßte Symbol seyn einer idealischen Kirche, einer Gesellschaft, die sich mit Ernst und Heiligkeit zu freyer Glaubenshuldigung verbunden hat. — Einen Boden, wo ihr Fuß ruhen könnte, wird diese schwebende Kirche, bey der politischen Sündflut der Zeiten, noch so bald nicht finden. Es wäre aber doch eine der Arten vorgeschlagen, wie sie (vor der Hand durch Schrift) zu erscheinen anfangen darf.

So verschieden auch die Religions-Meinungen, als Sache des Kopfs, seyn mögen; in demjenigen, was Religion zu einem hohen und erhebenden, zu einem moralisch-würdigen Gedicht der Menschheit macht, werden sich die Herzen begegnen.

VI.

Über allgemeine Harmonie,

als Glaubens-Gegenstand.

Nach Lesung der vorstehenden Versuche über Kunst und Religion in einer Gesellschaft von Freunden, warf man unter andern folgende Fragen auf, die sich in gesprächlicher Verhandlung nicht vollständig genug beantworten ließen.

1.) Ob eine vollständige Harmonie des Lebens nicht allem Leben ein Ende mache? ob sie nicht ein Aufhören aller Thätigkeit seyn müsse, indem sie Endung alles Kampfes seyn soll?

2.) Wie sich bey Ausführung dieser Harmonie, besonders das Kämpfen der Tugend und die hierauf gegründete moralische Würde des Menschen denken lasse? ob beide dann nicht anullirt wären?

Ich hatte diese Zweifel geahnet, wie einzelne Neben-Erklärungen in den Aufsätzen selbst

bezeugen können; jetzt aber ward mir eine ausführliche Erklärung wichtig.

Ich will versuchen, mich über das Innewerden dessen, was ich hierüber gemeint habe, so verständlich zu machen, als es mir etwa glücken kann.

Bey aller Harmonie muß zwar eine Vereinung gedacht werden, aber durchaus keine solche, wodurch das Vereinte gänzlich, d. h., in aller mitgefaßten Rücksicht, aufhört, etwas Verschiednes zu seyn. Es muß also etwas geben, wodurch das Verschiedne als unverschieden, und etwas anders, wodurch es als verschieden gefaßt werden kann, und nur die wunderbare Zusammenfassung beider Relationen in Ein Bild des Gemüths, ist die Grundbedingung alles dessen, was wir Harmonie nennen.

Betrachtet man eine von diesen Relationen allein, so hat man im ersten Fall, bey der bloßen Vereinungs-Idee, ein Unleben, dann aber auch keine Vereinung, sondern ein Eins; im zweiten Falle hingegen, wenn blos die Re-

lation des Verschiedenseyns gefaßt wird, so hat man blos Streit und Disharmonie.

Jenes Bild, wie es oben bestimmt wurde, ist jedoch selbst nur eine bloße unlebendige Zeichnung, in Bezug auf das lebendige Innewerden der Harmonie, dennoch bleibt es an sich schon unbegreiflich. Wer will begreifen, wie jene dem Buchstaben nach widersprechenden Fassungen sich verknüpfen lassen? Es erklärt nicht, wenn wir sagen, die eine Relation wird zuerst, die andre hernach beschaut, denn dieses Nacheinanderfassen, als ein solches, könnte vielleicht wohl zur Doppelfassung der Harmonie führen, (obwohl wir nur wissen, daß sich die letzte so auflösen lasse, und zwar in widersprechende Begriffe,) ist aber von dieser (Doppelfassung) dadurch unterschieden, daß hierin Vereinung und Geschiedenheit zugleich erscheinen soll.

Wir nannten jenes Bild eine lebendige Zeichnung. Im lebendigen Innewerden der Harmonie liegt ein Leben, welches ich nicht besser anzudeuten vermag, als daß ich sage: die Verschiedenheiten des Aufgefaßten sind gereimt im

namenlosen Punkte unsers lebendigen Seyns, und diese Einigung ist Wohlseyn. Ich wag' ein kühnes und doch unvollständiges Bild, wenn ich spreche: indem das geistige Auge die Verschiedenheit der Radien umfaßt, die aus dem Mittelpunkte des Lebens hinausströmen, wird zugleich in diesem Mittelpunkte des lebendigen Seyns ein Wohlseyn gefühlt, in der unbehinderten Ausströmung der Radien. Bey bestimmten Gegenständen der Fassung, kömmt es auf die Fassungsweise selbst an, ob sie uns als Einerleyheit, oder als Disharmonie, oder als Harmonie erscheinen.

Wir haben Stimmungen, in denen uns das ganze Leben als ein greuliches Unisono, oder als ein Gestorbenseyn vorkömmt, andre, worin es uns ein rasendes Schlachtgeschrey oder ein gewaltsamer Sterbekampf deucht, und noch andre, worin wir allem verschiedenen und wahrhaft feindlichen Streben eine gemeinsame Tendenz gleichsam anempfinden, nämlich die idealische Tendenz, sich gegenseitig in demjenigen zu bekämpfen, was die in sich fortschreitende Ausbildung des Andern beengt und verhindert, um

eben auf diesem Wege ein Verhältniß zu finden, in dem die innre Ausbildung jedes Einzelnen, ohne Störung des Andern, ins Unendliche möglich seyn wird.

Ein dunkler, einfarbiger Gemüthszustand, eine Wüstheit der Seele ist der Grund der ersten Fassung. Ein Gemüth hingegen, durch eignen, innern Zwist empört, sieht in der ganzen Welt zwecklose Empörung. Nur das in sich harmonische Gemüth, das in der Mannigfaltigkeit seiner eignen Kräfte ein kämpfendes und schmerzhaftes Streben zum Verhältnis einer friedlichen Ausbildung jeder einzelnen Kraft gewahr wird, vermag es, auch dem Mannigfaltigen der Welt, das noch im feindlichen Streben begriffen ist, eine gleiche Tendenz anzuempfinden.

So lange wir in uns selbst keine Strebungen unsrer Kräfte unterscheiden, sind wir für uns selbst ein Unisono; unterscheiden wir sie, und werden inne, daß die verschiednen Strebungen einander beengen, so daß uns hiedurch in unserm ganzen menschlichen Wesen ein Unwohlseyn entsteht; so sind wir uns selbst ein

feindlicher Kampf, eine Disharmonie. Wenn und in so fern wir aber verschiedne Kräfte, jede in ihrer Art, fortschreitend inne werden, so daß sich ihre Begrenztheit nur durch dies ununterbrochene Fortschreiten in's Unbegrenzte darthut, indeß sie alle, trotz der verschiednen Strebungen, doch eine gemeinsame Zufriedenheit im Anschaun der Gesammt-Fortschreitung unsers Wesens bewirken; so schaun wir uns als Harmonie an, oder als einen lebendigen Frieden.

Die Mannigfaltigkeit der Kräfte und Thätigkeiten hört darum nicht auf, weil die Befeindung der Kräfte aufgehört hat. Jede Kraft hat erst ihre Schranken gefunden, über welche sie nicht darf, wenn sie nicht im Gebiet einer andern Thätigkeit zerstörend werden soll. Deshalb eben wurde gekämpft. Aus sich selbst und in sich selbst bleibt ihr jetzt ihre Bildung frey, und so mag z. B. der Verstand immer tiefer ins Wesen der Dinge zu forschen trachten, das Herz mag streben, sich immer mehr zu erweitern, immer mehr und immer neues zu umfassen und zu durchdringen mit Liebe. Eben

weil wir endliche Wesen bleiben, müssen wir ein unendliches Streben behalten; aber das macht uns nicht bange, sey nur kein Streben gegen das andre gerichtet!

Wenn wir nun in dem Gefühl, ja nur in der Ahnung, daß unsre verschiedenartigen innern Kräfte ihr Wesentliches nicht verlieren, und nicht aufhören, verschieden zu seyn, obwohl sie in ihrer fortschreitenden Bildung, und ihrem fortschreitenden Genuß unserm ganzen menschlichen Wesen, im Punkt des lebendigen Seyns (das nicht bloß Vernunft, und nicht bloß Sinnlichkeit ist) freundlich zusagen, und eben hiedurch vereint sind, wenn wir, sag ich, in diesem Gefühl, in dieser Ahnung eine gleiche Zusagung der äußern Bedingungen unsrer Existenz, zu jenem Punkt unsers lebendigen Seyns sehnend und gläubig erwarten; so sehnen wir uns gläubig nach einer allgemeinen Harmonie, die durchaus kein Zusammenfließen alles Mannichfaltigen in eine todte Einheit seyn soll. — Um ein ganz geringes Beyspiel zu geben: man denke sich die Zusammen-Erscheinung einer

blühenden Frühlings-Gegend im Sinn des Gesichts, des würzigen Duftes der frischen Blumen im Sinn des Geruchs, des lieblich-jubelnden Gesanges der Vögel im Sinn des Gehörs, und des erquickenden Anhauchs einer milden Luft im Sinn des Gefühls. Bewirkt sie darum eine todte Einerleyheit, weil sie uns gestattet, durch alle verschiednen Sinne den Stof eines gemeinsamen Wohlseyns zusammen zu leiten? Dieses Wohlseyn nennen wir ein harmonisches, wodurch auch die Erscheinung, als bloßes Bild gefaßt, eine harmonische heißen kann.

Man bleibe beym Innewerden stehn, und frage nicht, wie sind Kräfte und Thätigkeitsrichtungen ausserhalb unsers Innewerdens verschieden? Was wir als verschieden inne werden, das ist hiernach verschieden, auch wenn wir die Merkmale nicht in Sprache aufzählen können.

Auch frage man nicht, wie es möglich sey, die Einigung dieser Verschiedenheiten inne zu werden, wenn doch zugleich das Verschiedenseyn mit aufgefaßt wird? Die Möglichkeit

ist durch die Wirklichkeit hinlänglich dargethan. Und wer möchte wissen wollen: wie Sinnlichkeit und Geistigkeit als Bindung zu Einem menschlichen Wesen, ja wie auch nur Sinnlichkeit und Geistigkeit an sich möglich seyn?

Jene Frage geht auf den innern Lebenspunkt des Menschen, und von dorther ist keine Antwort in Sprache zu erwarten, denn alle Sprache scheidet und trennet bloß.

Überhaupt frage man nicht unbedingt die Schule, die gewohnt ist, Scheidungen mit Scheidungen umzusetzen, die mit Fragmenten des Lebens ein sonderbares Spiel des Zusammensetzens und Abziehens treibt, als ließe sich das Lebendige in Begriffen experimentiren, sondern man frage sein Innres, was für ein Bild es sey, das unserm überirdischen Sehnen zusagt? — Nimmermehr das öde Dunkel der Streb- und That-losigkeit, aber auch eben so wenig das Bild eines fortgesetzten schmerzenden Kampfs, wie wir ihn hier schon kämpfen im irdischen Leben. Sprecht das aus, was zwischen diesen beyden Extremen schwebt, und

ihr sprecht aus, wornach wir uns sehnen, in's Überirdische. Ich habe dies Harmonie des Strebens, oder lebendigen Frieden genannt.

Wenn wir uns aber einen lebendigen Frieden im Menschen (noch abgesehen von den Bedingungen seiner Existenz, in so fern er durch alles sein Wollen und Thun nichts über die lastende Ohnmacht der Natur und die Gewalt des Schicksals vermag, und doch von beiden abhängt,) wenn wir uns jenen Frieden, im Innern des Menschen geschlossen, denken, muß dann nicht die Tugend, als Kampf für die Pflicht, nebst der moralischen Würde, als Sieg dieses Kampfs hinweg gedacht werden? — Dies war die zweite Frage.

Als Kampf allerdings; — aber nicht als ewiger Sieg ohne Kampf.

Wenn die Pflicht, als die höhere Aufforderung unsers geistigen Wesens geachtet bleibt, so werden in jener Harmonie alle andern Aufforderungen eben dadurch harmonisch mit der Pflicht seyn, daß sie diese nicht befeinden, und

daher auch von ihr nicht befeindet werden. — Es soll uns wohlseyn in unserm ganzen Innern, wenn wir ihr huldigen, und auch sie soll nicht erschüttert werden, wenn wir mit Freudigkeit und Liebe die andern untergeordneten Strebungen unsers Wesens fortführen; denn, würde sie zugleich als das Höchste geachtet, und doch erschüttert, so kann uns eben auch nicht wohlseyn in unserm ganzen Innern. Es steht allein in unsrer Macht, uns den Haupt-Akkord dieser Harmonie selbst zu geben durch Freiheit des Willens. Wir wollen die Pflicht; was wir als Höchstes inne geworden, es wird als Erstes und Höchstes ausgeführt im ernstlichen Entschluß der Ausführung, mögen wir dabey auch alle übrigen Strebungen unsers Wesens durchschneiden und lähmen. Das Höhere darf nicht nachgeben; aber das Niedrigere soll es. Es ist Weisheit und Kunst, das schmerzende Überwundenseyn mehr und mehr in einen kindlich frohen Gehorsam zu verwandeln. Wir trachten und ringen nach einem Verhältniß unsrer gesammten Strebungen, worin das Höhere nur dadurch aufhört, als

ein Höheres empfunden zu werden, daß sich alle unsre Neigungen und Triebe ihm freundlich anschmiegen, damit dem ganzen Innern des Menschen wohl sey. Zu dieser weitern Ausführung jenes an sich bloß moralischen Akkordes in eine Harmonie des ganzen Innern bedürfen wir aber, eben weil es ein Kunstgeschäft ist, noch vieles, was vom Glück abhängt, nicht bloß vom Ernst des eignen Wollens. — Die nothwendige Hofnung (wenn wir nämlich nicht an uns selbst irre werden, und über unsre eigne Verstümmelung verzweifeln wollen) die nothwendige Hofnung, daß es dieser Kunst in der That gelingen müsse, unterstüzt von glücklichen Vorempfindungen jener Harmonie in seligen Stunden des heitern und doch ernsten Weltbeschauens, wird Glaube, sobald wir zugleich ihre Nothwendigkeit inne werden.

So lange die Tugend dem Menschen ein Kampf ist, so lange ist der Mensch verstümmelt, er triumphirt nur auf seinen eignen Trümmern.

Wer kann es aushalten, dieses Verstümmeln, in's Unendliche fortgesezt, sich als Be-

stimmung des Menschen zu denken. Wer es nicht aushalten kann, der ist mit mir einerley Glaubens, der glaubt eine Harmonie, die ihm letzter Zweck alles Kampfes ist, aber darum keine Letargie der Kräfte. Und soll unter dem Worte: Tugend, schlechthin ein feindliches Kämpfen, dann auch unter dem Worte: moralische Würde, schlechthin ein gewaltsames Triumphiren der Pflicht verstanden werden; so glaubt er, daß diese Tugend und diese Würde nur Mittel seyn, das Innre des Menschen zur ewigen Schönheit zu führen, wo alsdann jene Tugend und jene Würde nicht mehr seyn werden.

Dem unbeschadet bleibt eben die moralische Würde, in so fern sie nur durch Kampf möglich ist, der tiefere Grund alles ernstlichen Glaubens an eine ewige Harmonie, eben weil sie, als das Höchste in den Aufforderungen unsers Wesens, unserm ganzen Wesen dennoch nicht gnügen kann, wenn wir sie nicht als Mittel zum Zweck (der uns nicht in unmittelbarer Aufforderung zum Selbstthun (in der

Moral,) sondern als dunkles Bild einer unbezwingbaren Sehnsucht (in der Religion) gegeben ist,) kurz, wenn wir sie nicht als die kühnste Dissonanz denken, die einer harmonischen Auflösung entgegen eilt, und ihr dies anempfinden. Sie ist eine Dissonanz für unser übriges Wesen, und zwar um so kühner, als sie für sich ein Akkord ist.

VII.

Glaubenshuldigungen.

(Geschrieben 1800.)

Glaubenshuldigungen.

I.

Vereinigt eure Herzen, eure Geister,
Laßt uns verkündigen, ernst und neu erwägend,
Das hohe Bewußtseyn, das uns hier versammelt,
Warum wir uns nennen: eine Glaubens-Gemeine.

Wem das Bekenntniß nicht im Innern zusagt,
Der höre doch mit stillem Gemüth, und denke,
Daß wir erwogen haben unsers Glaubens Grund.

Wir sandten umher den Blick des regen Geistes,
Als wir aufwachten aus der Kindheit Schlummer,

Und schauten, daß wir gestellt sind
In ein vergängliches Leben.
Und was wir auch immer durch Klugheit oder Macht
Den sterblichen Dingen abgewinnen mögen,
Es dauert kurze Zeit, und geht davon.
Verlohren in täglicher Unruh, Sorg und Mühe,
Altes zu sichern, Neues zu erwerben,
Nahrung zu schaffen, zur Nahrung Bequemlichkeit,
Zur Bequemlichkeit lieblichen Schimmer oder stolzen Glanz,
Ließen wir oft des Geistes Fittig sinken,
Wurden nicht inne des Sehnens in die Unendlichkeit,
Vergaßen des Kämpfens und Ringens
Nach dem Bilde unsterblicher Vollendung,
Und umarmten das Endliche
Als unsers Geistes mitgebornen Bruder
Und ewigen Freund.

Aber nicht lange konnte die Täuschung dauern,
Es kamen ernste Stunden, ernste Erscheinungen,

Die uns anschauten und fragten: wohin gedenkst du?
Ist das Vergängliche dein Loos und dein Beruf,
Und gnügt es dir, auf seinem Boden
Blüthen und Früchte zu tragen, — und Staub zu werden?? —
Da sandten wir tiefer des Geistes Blick umher,
Und fanden uns in einem fremden Lande!
Da strebten wir, über die Berge hinauszuschaun,
Und wünschten den Weg zu finden, der hinausführt.

Zwar mit diesen Augen werden wir nie erblicken
Unsre Heimat, die Welt des Unvergänglichen,
Die Welt des lebendigen, ewigen Friedens.
Aber was in uns rufet: du bist der Fremde,
Das saget uns auch: wir haben ein Vaterland!!

Ja, du sagest noch mehr, du heilige Stimme,
Dein Wort ist laut genug, (ob es auch Räthsel spricht,)
Dem, welcher hören mag in seine Seele!

„Lebe getrost in der Vergänglichkeit,
„Unvergängliches Wesen,
„Bilde sie aus zu deinem Spiegel, deinem Bildniß,
„Und ob der Spiegel zerbräche, und das Bildniß,
„Der Geist, der drin sich schaute, seine Kräfte
„Inne ward in Thaten, er wendet sein Antlitz
„Ruhig und heiter nach andern Sphären.
„Lebe getrost in der Vergänglichkeit,
„Aber auch muthig, und verschmähe die Gaben,
„Welche sie anbeut deinem irdischen Sinne,
„Daß du ihr Sklave werdest an Herz und Geist.
„Siehe, die Stimme, die jetzo zu dir redet,
„Sie ist dir mitgegeben in's Land der Fremde,
„Als ein ewig Gesetz des Vaterlandes,
„Daß würdig du vollendest die Pilgerschaft,
„Eingedenk deiner unsterblichen Abkunft.“
Und diese Stimme achten wir im Leben,
Und glauben treu an ihre hohe Wahrheit.
Und diese Achtung bildet die Gemeine,

Die hier versammelt ist, in Glaubens-Einheit,
Manch räthselhaftes Wort aus eignem Innern
Gemeinsam zu vernehmen, zu betrachten,
Und, von des Lebens Unruh', Sorg' und Mühe
Empor gerichtet mit der freyen Seele,
Den Geist zu stärken, zu reinigen Herz und Sinn!

II.

Heilige Weisheit und allweise Güte,
Die wir glauben über'm Welten-Chor!
Zu dir hebt der Blick sich im Gemüthe,
Uud das Auge schaut mit ihm empor!
Es verblühet alles, was hier blühte,
Leben geht zum Sterben nur hervor.
Unter Gräbern werden wir geboren,
In die Gruft geht die Gestalt verloren!

Dennoch nimmer kann uns dies entwöhnen,
Über Tod und Grab hinauszuschaun;
Unbezwingbar ist ein kühnes Sehnen,
Und als Wahrheit soll der Geist ihm traun!

Zwar Erinnrung weinet heiße Thränen,
Wo wir Gräber den Geliebten baun;
Aber ist der Wehmuth Thau vorüber,
Ruft die Hofnung: Streuet Blumen drüber!

Heller sind und schöner wir umfangen
Von den Hofnungen der Ewigkeit,
Wenn wir hier ein Seelenglück erlangen,
Wenn ein Herz sich unserm Herzen weiht,
Lieb' und Freundschaft wird ein heilig Bangen
Nach dem Freysinn der Unsterblichkeit!
Erd' und Himmel sind im frohsten Glanze
Wege nur zum Allvereinungs-Kranze! —

Höher noch wird dann der Flug gewaget,
Wenn der Geist den Geist zum Kampfe ruft;
Wenn der Wunsch des Erdenlebens zaget,
Wenn die Sinnlichkeit nach Schonung ruft.
Ob sie bittet, ob sie flehend klaget
An des muntern Triebes früher Gruft:
O, ein Wink aus reinem Geister-Leben;
Und das Sinnen-Glück wird hingegeben!

Heil'ge Weisheit und allweise Güte,
  Die wir glauben über'm Welten-Chor!
Zu dir hebt der Blick sich im Gemüthe,
  Und das Auge schaut mit ihm empor.
Laß verblühen, was hier sterblich blühte,
  Nur den Geist des Kämpfens rett' empor!
Sehnsucht laß und hohes Selbstbezwingen
Einst des ew'gen Friedens Palm' erringen! —

Heil'ge Weisheit und allweise Güte,
Die wir glaubend über'm Sternen-Chor!
Zu dir hebt der Blick sich im Gemüthe,
Und das Auge schaut mit ihm empor.
Laß verblühen, was hier sterblich blühte,
Nur den Geist des Kämpfens reiß' empor!
Sehnsucht laß und hohes Selbstbezwingen
Einst des ew'gen Friedens Palm' erringen! —

VIII.

St. Johannes, der Täufer,

und

St. Johannes, der Evangelist.

(Geschrieben 1800 und 1801.)

I.

Sankt Johannes der Täufer.

(Vorlesung am Johannistage 1800.)

Johannes der Täufer, von Gott gesandt,
Vorläufer zu werden Jesu, dem Christ,
Geboren in priesterlichem Stand,
Verläßt den Zeremonien-Tand
Im Tempel, der längst entheiligt ist.
In einer Wüste Einsamkeit
Sammelt er seine innren Kräfte,
Die sich im Leben oft entzweyt,
In Frieden zu einem großen Geschäfte.
In dieser Geistes-Einigkeit
Betrachtet er mit ernsten Sinnen
Der Menschen wunderlich Beginnen,
Die Friede suchen in Zank und Streit.
Da empört ihn die weltliche Eitelkeit,

Absonderlich die Heucheley,
Das Glauben-Plappern ohn' Glaubens-Treu,
Das Frömmeln in leeren Worten und Blicken,
Das selbst den Himmel will berücken.
Das heillose Leben in Haß und Neid,
Vorgebend, es wäre Gerechtigkeit,
Die Ottern- und Schlangen-Politik
Mit gar unschuldigem Taubenblick.

Der Funke von Mismuth über die Welt
Ward in der stillen Wüste
Zur heilgen Zornesflamm' erhellt.
Da gab ihm der Geist des Herren ein,
Den alten Propheten ähnlich zu seyn.

So kam er endlich nach mancher einsamen
Reise,
Gehüllt in Eremiten-Gewand,
Zurück in das tiefgebeugte Vaterland,
In die Wälder an den Jordan-Strand;
Und predigte nach Propheten-Weise,
In glühem Zorn für Heiliges entbrannt.

Doch ging er nicht wieder hinein ins Welt-
Gedränge,
Rief nicht zusammen des Volkes Menge

In großen Städten, auf Märkten und Landes-
wegen,
Wie sonst wohl die Propheten pflegen,
Wie nachmals auch mit göttlicher Wunder-
Kraft
Christus gethan auf seiner Pilgerschaft.
Johannes mußt' ein Nordlicht seyn
In finstrer Nacht, die Blick' empor zu bringen,
Die träg' am dunstigen Boden giengen; —
Er mußte sich zum Vorbereiter weihn,
Die Augen der Zeit empor zu schrecken,
Die Schläfer im Pfuhl der Lüste aufzuwecken:
Darauf sollte kommen der neue Sonnenschein,
Milde zu leuchten in alle Welt hinein.

Er ging zu niemand; sie mußten kommen,
Wollten sie werden aufgenommen
Zum Johannis-Bund in der Wüsteney.
Entkleiden that er zuerst die Seelen,
Riß weg den Prunk der Pfaffen-Gleisnerey,
Dem Hochmuth das Gold-Diadem entzwey,
Und zeigte das Innre mit seinen Fehlen!
Er sprach die Wahrheit kräftig und frey;
Sie heilte manchen Herzens-Kranken.

Dann gab er die bildliche Reinigungs-Weih
Dem Körper auch, der entkleidet war,
Und taufte ihn seiner Flecken baar.
Von Donner-Red' und Blitz-Gedanken
Zerriß die Nacht im trägen Sinn.
So gingen sie wieder ins Leben hin,
Und ahneten aus dem Strahl im Dunkeln,
Daß bald des vollen Tages Licht
Am Himmel des Geistes solle funkeln.

Dies war sein Thun und Wirken. Darum hat
In alter dunkler Zeit ein kräftger Orden,
Der Licht auch brachte in die Dunkelheit,
Johann den Täufer und Vorgänger Christi,
Den Feuer-Redner und gewaltigen
Wahrheits-Propheten in der Wüsteney,
Zum Schutz-Patron und Vorbild sich gewählt.

Auch von der Welt geschieden, will der Orden
Sie desto freyer in das Auge fassen,
Und richtig schätzen, was am Menschenleben
Der eitle Prunk nur ist, die blanke Schale.

Die Heuchel-Tugend, das geschminkte Laster,
Soll sich dem Jordan dieses Bundes nicht
Mit frecher Stirne nahn. Johannes Jünger suchen
So wenig, als ihr heiliger Patron,
Sich neue Jünger; aber wer da kömmt,
Die Wahrheit anzuhören, wird sie fühlen.
Die Seele soll die bunte Täuschungshülle
Abwerfen, Gold- und Silber-Putz, wie Messing.
Getauft soll werden mit der Bruder-Weihe
Nicht Hand und Brust, und Lippe nur allein,
Nein, Herz und Seele soll getaufet seyn.

Auch wir sind nur Vorläufer eines Tages,
Der kommen soll. Das Licht in unserm Innern
Leucht' in den Kreis der heilgen Brüderschaft.
Es geh in reinen Feuerstrahlen aus
Von jeder Stirn und jedem Bruderherzen,
Und bild uns einen geistgen Strahlenkranz
Hier in des Tempels Halle, wie am Himmel,
Wenn sich das Nachtgewölk in tiefen Lücken trennt,

Im dunkelblauen Äther wenig Sterne
Ihr Licht zusammen scheinen. Jede Seele
Ein Stern für sich, und Strahl im Kranz von
Strahlen.
Einst soll der ganzen Menschheit Himmelsbo-
gen
Ein Kranz von Sternen seyn. Das Nachtge-
wölk sinkt nieder,
Zusammenstrahlen alle Menschengeister,
Und durch den Allverein des Sternenlichtes
Wird dann ein Sonnenschein, ein milder Früh-
lingstag,
Und Alles, was gedeihen soll, gedeiht.

Doch auf Johannes wiederum zu kommen!
Die Wahrheit gab dem heldenmüth'gen Prie-
ster
Den heil'gen Lorbeer, in die Dornen-Krone
Des Marterthums geflochten, drückt' sie beide
Aufs kühne Haupt, und Blut rann aus dem
Schmuck! —

Der üppige und müssige Herodes
Vernimmt die neue Mähr von dem Propheten
Am Jordanstrom. Die Höfler in den weichen
Kleidern

Bespötteln lustig bey dem Wein-Pokal
Den härnen Rock, die nüchterne Wassertaufe,
Und tolle Neugier, einen Narr'n zu sehn,
(Ein reiches Thema für den armen Witz
Der Narren blos,) treibt jezt den ganzen Hof,
Herodes in der Mitte, hin zum Jordan.

Da sehn sie eine Menge Volks, zu dem Johannes predigt:

»Kömmt einer zu mir mit freundlichem Angesicht,
»Und wenn er auch fromme Worte spricht,
»Sein Herz ist aber voll List und Tücke,
»Voll Gift und Gall'; ich kenn' ihn am Blicke! —
»Und will er die Wahrheit in's Angesicht;
»Alsdann der Geist im Innern zu mir spricht,
»Sag's ihm heraus: er ist ein Ottern-Gezücht!
»Was thut ihr stolz, ihr feigen Missethäter,
»Auf die Verdienste eurer großen Väter?
»Das Ehren-Denkmal ihrer Heiligkeit

„Wird euch ein Schandpfahl eurer Schlechtigkeit!
„Durchstrichen ist vor Gott eu'r Stammregister
„Von Abraham und Jakob; das Register
„Der eignen Sünden zwischen durchgeschrieben.
„Gott will den eignen Geist im Menschen lieben,
„Nicht jene Kraft, die ihm das ird'sche Leben
„Und diesen Leib zur Hülle blos gegeben.
„Aus diesen Steinen, wenn sein Wort es heißt,
„Gehn Abramiten vor an Herz und Geist.

„Schon ist das Beil dem Aste angelegt,
„Der, halb verdorrt, nicht gute Früchte trägt.
„Der Ofen glüht, das dürre Holz verbrennet,
„Und in der Asche niemand mehr erkennet,
„Von welchem Baum der Ast gewesen sey.
„Der Kern ist hin, den Lüften bleibt die Spreu!" —

Herodes mit seinem Hofe hört von Weiten
Ihn also predigen, den kühnen Mann,
Und sonderbar wird ihm dabey zu Muth.
Da sprechen die Höflinge mit ungewissem Lachen:
Es sollte sich Einer von uns an den wilden Propheten machen,
Verständig mit ihm zu reden, da gäb' es noch mehr zu lachen! —

Herodes hört's, und faßt sich selbst zusammen,
Giebt sich den Blick der affektirten Gnade,
Der Weisheit, die zum Thoren sich herabläßt,
Gleich einem Arzt zur Phantasie des Kranken.

Die Höfler machen Platz, und hoffen auf Triumph
Der äussern Würde über Wahrheitsliebe,
Sehn schon den Feuergeist des ärmlichen Propheten
Sich wandeln in bescheidne Opfer-Flämmchen
Der knecht'schen Huldigung und Schmeicheley.

Herodes spricht:

„Du junger Prophet im alten Gewande,
„Giebst Lehren allem Volk und Stande,

„Mich freuet deine Beredsamkeit,
„Der heiligen Religion geweiht,
„Dein Redner-Talent hat seltne Stärke,
„Doch sind auch Reden nur deine Werke!
„Du mußt das rauhe Wesen lassen,
„Mußt dich etwas gebildeter fassen,
„Möchtest werden ein rühmlicher Mann,
„Der etwas Rühmliches wirken kann!
„Jetzt achtet dich der Pöbel allein;
„Dann nähm' ich dich wohl in meinen Hof-
Sonnenschein.
„Da würden die Klugen auf deine Klugheit
merken;
„Du hättest Lob von denen, die's verstehn,
„Die nicht erst in die Schule gehn, —
„Die in der Weisheit sich nur erstärken."

Der Gott-gesandte, heilige Mann
Schauet mit ruhig ofnem Blick
Den kläglichen Vier-Fürsten an.
Darauf spricht er mit fester Stimm' und Ge-
berde:

„Was nennst du des Hofes Sonnenschein?
„Im deinigen mag nicht Blume, nicht Frucht
gedeihn!

„Verwelkt ist lang' in Schwüle der Üppigkeit -
„Der Sinn für's Wahre, für's Gut' und Rechte
„In dir und jedem deiner Knechte!
„Doch wäre dir dein arges Leben leid,
„Und fühltest du Kraft, die Ungerechtigkeit
„Nebst allen Lüsten weg von dir zu bannen;
„So höre die Stimme
„Des Eremiten,
„So rauh sie klingt!
„Sie spricht in deines Gewissens Namen,
„Das selber ein Eremiten-Leben
„In den Wüsten
„Deines Innern führt,
„Und, kehrt es wieder,
„Dich nicht mit Wasser,
„Mit Höllen-Glut dein Wesen taufen wird:
„Du hast dem Bruder das Weib entwandt,
„Ihr Herz durch Wollust, durch Gewalt die Hand,
„Dein Verbrechen geht mit dir zu Bette,

„Es schläft mit dir an Einer Stätte,
„Allnächtlich hast du die Sünd' an der
Brust,
„Die blutige Sünde, die gräuliche Lust!
„Das macht bey Gott und Menschen dich
zu Schanden.
„Geh hin, und eh' du wiederkehrst,
„Und ferner ein Wort von meinen Lippen hörst,
„Befrey dich, Fürst, von jenen schändlichen Banden!“

Eben weil es das Volk vernahm,
Sprach Johannes so streng und dreist.
Hätt' ihn Herodes allein gefragt,
Mit reuigem Sinn und gutem Willen,
Er hätt' ihm wohl linder die Wahrheit gesagt.
Wer öffentlich will das Gute stören,
Muß öffentlich seine Schande hören! —

Es wich der Fürst mit bösem Spott und
Lachen,
Und sein Gefolge lachte laut und frech! —
Am nächsten Tage
Ging eine bange Klage:

„Der Meister ist verschwunden,
„Der heilige Prophet wird nicht gefunden!“
In dunkler Nacht
War er gebunden
In's Gefängniß gebracht.

Doch einige Monden giengen hin,
Da bewegte Herodes in bangem Sinn
Die Worte Johannis; doch fürcht' er sich,
Bis nicht des Volkes bewegte Herzen
Schon ausgetobt des Verlustes Schmerzen,
Eher zu tödten
Den göttlichen Propheten!

Drauf aber gab er ein fürstlich Mahl
An seinem Jahrestag. Im schäumenden Pokal
Ertrank die leise Herzens-Bangigkeit.
Es brennt' in alter Glut die alte Lüsternheit,
Eine üppige Dirne tanzt, ein freches Weib begehrt,
Und Sankt Johannis Haupt sinkt unter'm Schwert. —

Das Haupt des Meisters ist gesunken,
Der Jünger Häupter leben noch,

Nicht Blut erlöscht den Wahrheits-Funken;
Blut ist ihm Öl, er flammet hoch.

Von diesem heil'gen Blut genähret,
Brennt der Altäre stilles Licht,
Das unsere Tempel sanft verkläret.
Es leuchtet, — und verzehrt sich nicht!

Heiliger Johannes, bey einem festlichen Mahl ward Dir das Todes-Urtheil gesprochen, und siehe, mit einem festlichen Mahl feyern deine späten Jünger das ewig frische Leben deines Geistes unter ihnen. Also spottet mit friedlichem Spotte die Weisheit über das feindliche und boshafte Beginnen der Thorheit, und aus dem Kelche, worin man ihr Gift und Tod reichte, wird ein Becher des Weins, des Lebens und der Freude.

Dein Andenken grünet und blüht, wie jetzt im Frühsommer die Erde, und strahlt hoch in unserm Gemüth, wie das Licht des Tages auf seiner höchsten Bahn.

Wir folgen dir nach in kühner Wahrheit, in heiligem Muth! Auch unser Gedächtniß im Bruderbunde soll würdig seyn, gefeyert zu

werden in den Tagen der reifenden Früchte und der höchsten Sonne!

Du Tag des Martyres mit grünem Laub
bekränzet,
Von höchster Sonne strahlend überglänzet,
An dem wir höchste Jubellieder singen,
Und festlicher die Bundesbecher klingen,
So fröhlich mögen wir den eignen Tod begehn!

Gewöhnt an Wahrheitslicht auf Erden,
Soll uns die volle Klarheit werden,
Und in dem Chor der sel'gen Brüder
Ist Sankt Johannes wieder
Mit seinem kühnen Haupt verklärt zu sehn.

2.

Sankt Johannes der Evangelist.

(Vorlesung am Johannistage 1801.)

Von Sankt Johann dem Täufer, lieben Brüder,
Sprach ich am vorgen Sankt-Johannis-Fest.
Vorläufer eines Tags, der kommen sollte,
War doch sein Geist dem Morgenroth nicht ähnlich,
Vielmehr dem Nordlicht, furchtbar anzusehn.
Ob er mit Wasser taufte, goß er Feuer
Ins Herz des Volkes, das ihn bebend hörte.
In kräftger Rauhheit stand die Wahrheit da,
Und zog ihr Schwert, die abgestorbnen Herzen
Durch Schlag und Schmerz und Wunden zu erwecken;
Doch Heilung gab sie nicht, es mußte bluten.
Als Menschenfeindschaft war sie angethan,

Die Menschheit rächend am Geschlecht der Menschen,
Und muthig trotzend auf ihr göttlich Amt,
Verachtet' sie die Schonung und die Milde,
Die Seelen zu gewinnen, — sie erobert
Mit Sturm, und bricht, was sich nicht beugen will.

So ward dann auch das kühne Haupt gebrochen
Des mächtigen Propheten, und er starb
Den Tod des Märtyrers auf hartem Block.

Am heutgen Sankt Johannesfeste soll
Ein andres Bild vor eure Seele treten.
Es führt den gleichen Namen: Sankt Johannes,
Doch jenes trug ein Schwerdt, dies eine Palme.
Der Friedensbothe, der Evangelist,
Der mildeste Apostel ist gemeynt.

Wir haben all' in jener dunkeln Stunde,
Als noch die Binde nicht gelöset war,
Mit unsrer rechten Hand das milde Wort
Zu heiliger Betheurung angerührt.

Das Schwerdt lag oben, und auf Wort und
Schwerdt,
Auf Friedensbothschaft und auf Kriegs-Symbol
Ward abgelegt der feyerliche Eid.
So haben wir gelobt dem Feuergeist
Johann des Täufers, in Vereinung mit
Dem milden Geiste des Evangelisten,
Gelobt: der Wahrheit brüderlich zu leben.
Und beide sollen uns ein Muster seyn,
Patrone unsers Herzens, wie des Ordens.

Johannes der Apostel war ein Fischer,
Und eines Fischers Sohn. Der hohe Nazarener
Zog, wie ihr wißt, umher in den Provinzen,
Und predigte die hohe geistge Lehre
Vom Reiche Gottes im Gemüth des Menschen,
Von Gottes-Ähnlichkeit der Menschen-Seele,
Von reger Bildung zur Vollkommenheit.
Er predigt sie dem gar gemeinen Volk
In Städten, Dörfern und auf Landeswegen,

Der feigen Klugheit blöden Spruch verachtend:
„Es sey der Mensch im Pöbel nicht geschickt,
„Den Geist der tiefen Bildung zu empfangen,
„Er müsse alle Wahrheit falsch verstehn,
„Und alle Fackeln zur Verheerung schwingen.“

Drum waren auch des Nazareners Jünger
Aus niederm Stand, Professionisten, Pförtner,
Und sein Vertrautester, sein Liebling war
Johann der Fischer, eines Fischers Sohn,
Auf dessen Evangelium wir jetzt,
Wenn wir zum Orden eingehn, heilig schwören,
Wir mögen Fürsten oder Diener seyn.

Johannes war ein Jüngling, sanft und klar
Von Herz und Blick; — in armer Fischerhütte
Und auf dem schwanken Meer erzogen zwar,
Doch stiller Reichthum nährt sein tief Gemüthe.

Ihm glänzt der Himmel traulich-wunderbar,
Tritt er in heitrer Nacht aus seiner Hütte;
Die Wellen voller Sterne um den Kahn
Sie tönen ihn wie Geisterstimmen an.

Ein heilig Sehnen hebt die junge Brust,
Wie Well' und Himmel sich so traut vermählen.
Es tönt und strahlt die Welt in Liebeslust,
Ein neues Leben will ihn neu beseelen.
Es regt sich dunkel in der weiten Brust,
Dem Räthsel noch die Löseworte fehlen.
Prophetenbilder durch den Geist ihm gehn,
Wann Erd' und Himmel göttlicher erstehn.

Da ward der Ruf verbreitet von dem neuen
Gesandten Gottes, und Johannes hört
Mit Staunen, was die Alten prophezeihen,
Durch nahe Bothschaft himmlischer gelehrt.
Die Ahnung soll zu Klarheit sich befreyen,
Er fühlt in Demuth sich der Lösung werth.
Er hört das Wort, kann ihm ins Auge sehen,
Das Lösungswort — es heißt ihn mit sich gehen.

Drum spricht Johannes von dem heilgen Wort,
Das in die Finsterniß so hold geschienen.
Erhellet ward der Seelen tiefster Ort;
Doch Viele mochten nicht dem Lichte dienen,
Vor Dunst der Bosheit wich der Strahl hinfort,
Sie wollte nicht, sich zu beschaun, erkühnen.
Doch Alle, die des Wortes Strahl empfangen,
Sind still beseligt, ohne Zorn und Bangen.

Und dieses ist des Wortes heilger Strahl:
„Ihr sollt Euch lieben, Gott hat Euch geliebt,
„Ihr sollt als Brüder leben allzumal,
„Was auch für Kraft der Ein' und Andre übt.
„Der Geist des Herren wehet überall,
„Wer ihn erathmet, liebt und wird geliebt.
„Was sonst gebrechlich ist und sündenvoll,
„Durch Lieb und Treue sich erlösen soll.

„Für diese Liebe unser Meister starb,
„In Freudigkeit zu Gott, erwürgt von Bösen,
„Die er im Leben liebend nicht erwarb,
„Von ihrer Finsterniß sie zu erlösen.
„Doch als er schmerzhaft an dem Kreuze starb,
„Zum Vater rief er: laß ihr Herz genesen
„Vom finstern Grimm, denn was sie jetzt gethan,
„Sie sehn es für ein würdig Opfer an.“

Der Jünger, den wir meynen, lag im Leben
In seines Meisters Arm, an seiner Brust,
Das innigste Vertraun ward ihm gegeben,
Doch Stolz und Ruhmsucht blieb ihm unbewußt.
Des letzten Mahles Becher soll sich heben,
Im Kreis der Freundschaft schlägt Verrätherbrust,
Man frägt Johannes; — in des Meisters Sinn
Schweigt er, — der Kelch geht durch die Reihe hin.

Und als der Jünger Schaar ihn scheu verlassen,
Den Menschensohn, der jetzt am Kreuze schwebt,
Weiß sich des stillen Freundes Herz zu fassen,
Die zart'ste Liebe fühlt sich nicht erbebt.
Voll Glauben und Geduld sieht er erblassen
Des Lebens Muster, das ihn selbst belebt.
Im Arm die Mutter des Gerichteten,
Bleibt er beym Schandpfahl himmlisch tröstend stehn.

Da nun das Leben siegte über'n Tod;
Sah' er den Herrn in stillem Menschenbild
Am See-Gestad' im frühen Morgenroth; —
Sein Friedens-Glaub' ist friedlich ihm erfüllt.
In seinem Herzen war der Herr nicht todt,
Drum schaut das Aug' ihn freundlich an und mild!
Der heft'ge Simon stürzt sich rasch entgegen,
Johannes naht mit leisen Herzens-Schlägen!

Die andern hatten schon den Herrn umschlossen,
Und Simons Helden-Wort war neu erwacht;
Doch auf Johannes war ein Blick geflossen,
Ein Blick des Grusses, voller Liebes-Macht.
Er folgt, von Lieb' und Demuth rings umflossen,
Und himmlisch ruhig bleibt die Himmels-Macht.
Als Simon frägt: was soll dein Liebling werden?
„Sterbt für den Himmel, — Liebe leb' auf Erden!“

So ward es auch! Die andern Jünger bluten
Am Kreuz und unter'm Schwert mit kühnem Muth,
Erleiden früher Geißel-Schlag und Ruthen,
Des neuen Lichtes Öl ist Helden-Blut.
Johannes schwebt auf diesen rothen Fluthen,
Wie einst als Schiffer auf des Sees Fluth.
Zum tiefen Himmel ist sein Sinn gerichtet,
Und seinen Frieden keine Macht vernichtet.

Es bleibt sein Herz der Menschen-Welt gewogen,
Die Palme trägt er in der weissen Hand!
Die Wahrheit ist im Sturm voran geflogen,
Sie riß in Furchen auf das öde Land!
Der Seemann kömmt, streut in die blut'gen Wogen
Den linden Kern mit heilendem Verstand.
Und Liebe keimt, beruhigend die Schmerzen,
Aus allen aufgerißnen Felsenherzen! —

Verbannt nach Patmos schon in Greisesjahren,
Erwacht ihm kräftig noch der Jünglingssinn.
Was er in milder Seele mild erfahren,
Stellt er begeistert jetzt in Bildern hin,
Es will der Geist sich brennend offenbaren,
Schon brennt das Leben übers Leben hin.
Er zürnt, er straft mit flammenden Gesichten,
„Gott wird die Babel und das Thier vernichten.“

„Der Götzendienst der Finsterniß versinke,
„Die Lust des Irrthums, der die Welt entzückt,
„Daß sie ein Herz-Verstummen sich ertrinke,
„Für's neue Leben taub und ungeschickt.“

Und Babel stürzt dem unsichtbaren Winke,
Des heil'gen Lammes, das vom Throne blickt.
Die Finsterniß eilt in den Abgrund nieder,
Erneuet glänzen Erd' und Himmel wieder.

Ja, neu geschaffen blüht die Friedens-Erde,
Und liebend hält der Himmel sie umschlungen,
Der Mensch erscheint in englischer Geberde,
Die Liebe ist durchs frische Herz gedrungen.
Ja, eine Gottesstadt wird diese Erde.
Von hellen Lebens-Strömen ganz durchschlungen:
Und was im Finstern sich verirrte, kehrt
Zum reinen Licht, des reinen Lichtes werth.

So klar und freundlich reden die Gebilde
Des heil'gen Greises, die im Zorn beginnen.
In allem Zürnen hauchet Glaubens-Milde,
Er straft mit Trost, die Herzen zu gewinnen.
Und Gluth und Kühlung wechseln im Gebilde,
Doch schließend muß ein schöner Tag beginnen.
Des Greises Leben fühlt sich selbst erquickt,
Als er empor in diesen Spiegel blickt.

Und so erquickt, legst du das graue Haupt
An eines Tages Abend freundlich nieder.
Du siehst im Traum, mit Lorbeer-Schmuck umlaubt,
Das traute Antlitz der verklärten Brüder:
Johann der Täufer naht mit jungem Haupt,
Die Narbe strahlt wie Mondlicht um die Glieder,
Der Palmenkranz wird deiner Stirn gebracht,
Und eine Stimme ruft: Es ist vollbracht!

Erhebet Euch, ihr Brüder, schwingt die Palme
Des heil'gen Angedenkes um die Leiche!
Das Märterthum Johann des Täufers sey
Ein Anhauch hoher Flamme unsers Muths,
Will Recht und Wahrheit, daß wir bluten, sterben!
So lang' wir leben ohne äussern Kampf,
Soll uns das Bild des stillen Friedensbothen,
Dein selig Bild, Johann Evangelist,
Der Bruderliebe göttlichster Apostel,
Zu Sanftmuth, Lieb' und Treue stets erwärmen!

O, schau mit deinem klaren, sanften Auge
In alle Herzen, die im Kreis hier schlagen,
Und bitte sie mit deinem Freundes-Blick,
Den Bruder-Namen herzlich auszusprechen,
Und ohne Wort auch brüderlich zu wandeln!
Wir bringen deinem Angedenken dar
Den frohen Einungsbecher: Lieb' und Glaube!
In Lieb' und Glaub' soll unser Bündniß weben!
In allen Brüdern soll Johannes leben!

IX.

Zur Einweihung des neuen Tempels.

(Geschrieben 1802.)

Zur Einweihung des neuen Tempels.

Warschau, den 2. April 1802.

Es ist ein neuer Tempel aufgeführt.
Von weissem Marmor Schwellen sind gelegt,
Ein Säulenkreis, Saphier mit Gold geziert,
So leicht als fest smaragdne Kuppel trägt,
Der Kuppel Höh' ein Silberbildniß führt,
Ein Zweig, worauf ein Schmetterling sich regt.
Der ganze Bau erhebt sich aus dem Schatten,
Den hohe Palmen zu einander gatten.

Jetzt aus dem Innern glänzt ein weisses Licht
Von blauem Altar, wie am Firmament
In Dämmrungszeit der Sterne Angesicht,
Bis sinkt der Tag, und Alles goldner brennt.

Und immer kräftger wird das weisse Licht,
Das Auge tiefer dringt, und mehr erkennt:
In goldnen Zügen schimmert an den Seiten
Gestaltensprache, künstlich auszudeuten.

Ihr Schwellen und ihr Pfeiler, saget mir,
Welch einer Gottheit werdet ihr geweiht?
Smaragdne Kuppel mit der Silberzier,
Die sich des letzten Sonnenstrahls erfreut,
Du Licht im Dunkeln, und Gestalten ihr,
Die ihr schon heilig wart in alter Zeit,
Was für Geweihte sollen hier erscheinen?
Welch heiliges Geschäft wird sie vereinen?

Es rauscht umher! die Palmen wehen leise.
Und sieh, in weissen Kleidern schwebt ein Chor,
Mit ernstem Schweigen, wie in Geister-Weise,
Von Ost und West aus Palmen-Schatten vor.
Tief in den Tempel geht die stille Reise,
Und hinter ihnen schliesset sich das Thor.
Doch von Gesprächen und Gesang in Chören,
Kann ich bey stiller Luft die Worte hören.

„Auferbaut ist das Heiligthum,
„In Schwellen und Pfeilern, mit Ernst und Zier:
„Bringet das Heilige nun,
„Bringet den Gott in den Tempel.“

„Wir bringen, wir bringen das Heilige!
„In unsern Herzen und Stirnen lebt es.
„Unsichtbar ist es, ein heiliges Drey.
„Durch dies heilige Drey
„Beten wir an den Unendlichen.“

„Nennt mit Namen das heilge Drey,
„Daß euch verstehen die Jünger, wie die Meister,
„Daß ihr Kunde bewährt
„Von dem Sinne des eignen Worts.“

„Friedlichtreue Liebe,
„Grünend, wie draussen die Palmen,
„Fest und gründend, wie die Marmorschwellen.
„Streben der Kunst und Wissenschaft,
„Führend zur Höh in Stärk und Schmuk,
„Wie die Saphier-Säulen mit Gold geziert.

„Fröhliche Hofnung der Ewigkeit,
„Kühn, doch sicher, wie sich des Tempels Bogen
„In smaragdnem Glanz gegen den Himmel wölbt,
„Und die Silberstaude mit dem Schmetterling
„Hoch in die Strahlen der Sonne hält."

„Würdig seyd Ihr,
„Einzugehn in das Heiligthum,
„Bringet Ihr mit Euch
„Diesen dreyfach heiligen Sinn,
„Ist Euch des Tempels Gestaltung
„Nur ein Spiegel der Seelen-Gestalt.
„Dringet in's Innre,
„Selbst der Seele Gestalt
„Hat noch ein Innres!
„Sehet, wir stehn in einer dunkeln Halle,
„Und begrüßen ein stilles Licht im Finstern,
„Ob auch draußen noch Strahlen des Tages leuchten.
„Tiefere Forschung geht in's Dunkel der Seele,

„Steiget hinab in des Herzens heil'ge Tiefen,
„Wo sich das Licht der ersten Wahrheit,
„Wo sich das Gute, das Schöne und der Unsterblichkeit Glaube
„Langsam entzünden an des Bewußtseyns Funken,
„Unverhaucht von des Aussen-Lebens Stürmen.
„Gebt Euch die Hände, berührt Euch mit den Lippen,
„Thaten und Worte sollen uns verbinden
„Zu der vereinten Forschung des tiefen Innern. —
„Jene Symbole an dem Teppich reden
„Unsre Gedanken in Sprache der grauen Vorzeit;
„Haltet die Sprach' in Ehren, als ein Vermächtniß!"

„Der Tempel ist erbaut in Stärk' und Pracht,
„Wir bringen nun den Gott hinein.

„Das äußre Heiligthum ist nur gemacht,
„Dem heiligen Geschäfte sich zu weihn.
„Die Herzen sind vereint, die Geister streben
„Nach Wahrheit in des tiefen Lebens Grenzen;
„Draus soll die Kunst des Schönen sie erheben,
„Religion soll ihre Stirn umglänzen.“

„In Lehres-Helle, in der Dichtung Glut
„Sprech' hier der Denker, singe der Prophet!
„Erkenntniß blühe, wachse kräft'ger Muth
„Für Alles, was im Tode nicht vergeht.“

„Ihr Erden-Ziele bleibt hinausgestellet,
„Seyd hier vergessen mit dem Weltgetümmel!
„Es haben Geister irdisch sich gesellet,
„Doch ihres Bundes Seele strebt zum Himmel!“

„Du, der uns verbunden,
„Höchster Geist, in dem wir Alle leben,
„Segne alle Friedens-Stunden,
„Drin wir freyer unsern Geist erheben. —
„Eher laß den äussern Tempel brechen,
„Eh' an unsrer Stelle
„Über seine Schwelle
„Sich Unheilige zu gehn erfrechen.“

Die letzten Worte sang der volle Chor. —
Noch hört' ich Töne, — dumpf und unbekannt.
Die Sonne sank, es stieg der Mond empor,
Ein Balsam-Hauch ging übers grüne Land.
Da öfnet leise sich das Tempels Thor,
Und die Geweihten kommen Hand in Hand.
Sie setzten sich in Mond und Palme nieder,
Ein Mahl beginnt, es tönen frohe Lieder.

„Brod und Wein
„Soll des Leibes Stärkung seyn.
„Theilt das Brod, und laßt die Becher kreisen.

„Sind wir noch befangen
„In des Leibes irdischem Verlangen,
„Laßt uns fröhlich dankbar seyn,
„Daß die Gaben,
„Unser Irdisches zu laben,
„Von der reichen Erde wir empfangen haben. —
„Theilt das Brod, und laßt die Becher kreisen!

„Brod und Wein
„Soll des Menschen Herz erfreun.
„Darum singt, und laßt die Becher klingen!

„In des Geistes Streben
„Herz und Sinn in's Geistige zu heben,
„Matten Geist und Leib sich ab.
„Weines-Flammen
„Schmelzt in frische Kraft zusammen
„Geist- und Körperleben, daß vereint sie flammen! —
„Darum singt, und laßt die Becher klingen! —

Was weiter noch geschah, ist mir entschwunden.
War alles Traum? war es ein Luftgesicht?
Es war ein Traum, die Deutung ist gefunden,
Und von der Wahrheit singet dies Gedicht.
Seyd uns gegrüßt in euren Weihe-Stunden,
Durch's heil'ge Drey und das verborgne Licht!
Bald wird der Kreis sich um die Tafel schlingen,
Der Kelche Feu'r dem neuen Licht zu bringen!

Was weiter noch geschieht, ist mir entschwunden.
War alles Traum? war es ein Luftgesicht?
Es war ein Traum, die Deutung ist gefunden,
Und von der Wahrheit singet dies Gedicht.
Seyd uns gegrüßt ihr theuren Weihe-Stunden,
Durch's heil'ge Drey wird uns das verborgne
Licht!
Bald wird der Kreis sich um die Engel schlin-
gen,
Der Reiche Feu'r dem neuen Licht zu bringen!

X.

Über das Duell.

Einige Angaben zu einer mehrseitigen Würdigung desselben.

(1800.)

Angaben zu unpartheyischer Würdigung des Duells.

Wir reden vom Zweykampf in regulirten Staaten, deren Gesetze den Zweykampf verbieten, und diesem Privat-Kriege den friedlichen Gerichts-Prozeß substituiren.

Der Zweykampf ist ein Krieg, ein gegenseitig erklärter Kampf auf Lebens-Gefahr zu irgend einem vorausgesetzten oder angenommenen Zweck. Der Zweck ist verschieden: die Rache will auf den Tod kämpfen; — die Überwindung soll mit Abtretung eines Besitzes verbunden seyn; — der persönliche Muth blos in der ergrifnen oder eingegangenen Lebensgefahr soll den guten Namen der Kämpfenden in der Meinung, (sey sie allgemein oder unallgemein,) welche den Partien aus irgend einem

Grunde von Wichtigkeit ist, herstellen, und dergleichen.

Es ist bekannt, daß die modernen Zweykämpfe vorzüglich den letzten Zweck haben, (sie sind Ehren-Duelle.) Nach dem ständischen Übereinkommen des Adels, besonders des militairischen, können gewisse Beleidigungen nicht anders, als durch die angebotene oder eingegangene Lebensgefahr des Zweykampfs annullirt werden.

Zu diesen Beleidigungen gehören aber nicht blos Beschimpfungen der Feigheit und Verzagtheit, sondern auch Aussagen oder Nachreden, die in ganz anderm Bezuge ehrenrührig sind.

Gölte blos das Erste, so würd' es wenigstens scheinen, sie wären rechte Mittel zum Zweck. Den Vorwurf der Zaghaftigkeit, könnte man sagen, widerlegt am kräftigsten eine lebensgefährliche Probe des Muths. Doch sollte man bedenken, daß erzwungner Muth, oder vielmehr ein Muth-ähnliches Wagniß, blos

weil es andre verlangen, und in so fern sie davon wissen, sich im Äussern nicht nothwendig vom wahren, ruhigen, besonnenen Muthe unterscheiden lasse, den die Pflicht auch da gebietet, wo auf das Urtheil anderer Menschen gar nicht zu rechnen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, (wir werden den Punkt noch besonders anregen,) daß viele Duelle aus Mangel an Energie, ja aus Feigheit, eingegangen werden. Man muß sich schlagen, aus Furcht vor den unangehmen Folgen, wenn man sich der Meinung des Standes widersetzen wollte; — man will sich also nicht schlagen aus eigner Foderung des Muthes, und man hat nicht das Herz, die Verachtung der Meinung zu verachten, und einen gesetzmässigen Ehren-Prozeß zu verlangnn. —

In Anwendung aber auf das Letzte liegt jenem Übereinkommen ein theoretisches Vorurtheil offenbar zum Grunde, nämlich die Meinung: ein Bravo — könne kein schlechter Mensch seyn, oder, Muth und Kühnheit seyn Dokumente der Rechtschaffenheit. Es ist theoretisch unvernünftig, aufzugeben: man solle darthun:

daß man nicht A. sey, dadurch, daß man darthut: man sey nicht B., wenn doch A. und B. in keiner nothwendigen Wechselbeziehung stehn.

Wenn wir also vom Grunde jenes ständischen Übereinkommens reden; so läßt sich im Ganzen sagen: es ist ein Vorurtheil. Reden wir hingegen von seiner Wirkung auf Einzelne, die unter ihm stehn, so kann dies nichts verschlagen. Es läßt sich der Grund, warum sich der Einzelne jenem Vorurtheil unterwirft, nicht unbedingt wieder ein Vorurtheil nennen.

Nachdem jenes Anverlangen der Meinung allgemein geworden, (und so lang' es dies bleibt,) gilt die Weigerung, ihm zu huldigen, nicht blos als stille Zugestehung jeder andern Beschimpfung, worauf das Duell folgen sollte,) sondern zugleich als Zeichen der Feigheit. Für den Stand, den wir hier meinen, ist das letzte eine Erklärung des Mangels derjenigen Energie, die ihm sogar Amts-Pflicht ist. Ging die Beschimpfung nicht auf die Bravheit, so entstehn bey der Weigerung des Duells zwey Be-

schimpfungen aus einer. Jene bleibt, (in der Meinung,) und die der Feigheit kömmt noch hinzu. Von innrer Ehre ist hier nicht die Rede, es gilt die Rettung des guten Namens, und dieser hängt von der Meinung ab, wenn solche auch an sich unvernünftig wäre.

Wer gegen das Duell schreibt, kann also, wenn von der Unvernunft desselben die Rede ist, nicht die Duelle als Handlungen der Einzelnen im Sinne haben, sondern hat die Vorurtheile anzugreifen, die zum Duell überhaupt zwingen. Richtet er sich aber gegen die Duelle als einzelne Huldigungen dieses Vorurtheils; so kann er nicht mehr von theoretischer Unvernunft reden, (denn das Duell ist jetzt in der That ein zweckmäßiges Mittel zur Rettung des guten Namens,) sondern er muß verlangen, daß der Einzelne jenes Vorurtheil und seine sehr reellen Folgen aus höhern, aus moralischen Gründen verachte, und sich im Bewußtseyn der Pflichtmäßigkeit, durch Verachtung seiner Verächter, über diese hinwegsetze. Faßt er den Gegenstand auf die erste Art, so

ist ihm auch komische Satire vergönnt; faßt er ihn auf die letzte, so ist hoher Ernst unerlaßlich. (Theoretische Gebrechen haben ihren schlimmsten Feind im komischen Spott; es ist der ernsthaften Narrheit nichts gefährlicher, als wenn man sie zum Narren macht; praktische Gebrechen aber sind im Ganzen sehr zufrieden, wenn man bloß über sie lacht, und sie lachen am Ende mit.)

Indeß ist auch jenes Vorurtheil an sich, oder jenes Übereinkommen: gewisse Beschimpfungen nur durch förmlichen Privatkrieg für aufgehoben anzusehn, unmittelbar praktisch verwerflich, nicht bloß theoretisch unvernünftig. Es ist nicht bloß ein Gedankensatz, es ist zugleich eine Maxime. In der letzten Qualität darf auch das Vorurtheil an sich nicht lächerlich gemacht werden, sondern verdient ernste Strafe.

Ich schreibe hier bloß Data, und zwar fragmentarische, über diesen Gegenstand. —

Folgende Punkte mögen zeigen, daß ich ihn wenigstens nicht parteiisch beurtheile.

1.) Der Zweykampf unter Bürgern eines regulirten Staats, dessen Gesetze den Zweykampf verbieten, ist im Einzelnen ein Privatverbrechen, wie jede andre Verletzung der Gesetze. Wenn er aber ein Standes-Prinzip wird, so ist er, in so fern als ein Staatsverbrechen, als eine eigentliche Revolte zu betrachten, wenigstens ist die Maxime, wornach sich ein ganzer Stand eine Gesetzwidrigkeit sowohl in erklärter allgemeiner Meinung, als in Bezug auf einzelne Vorfälle, gegenseitig garantirt, eine durchaus revolutionaire Maxime. In einem Königreiche darf sie am allerwenigsten geduldet werden, wo der Gesetzgeber zugleich der erste General und eigentliches Oberhaupt des militärischen Adels ist. In einer Republik wären Maximen dieser Art auch zwar staatsverbrecherisch, hätten aber doch wenigstens das für sich, daß der Gesetzgeber nicht unmittelbar das Oberhaupt

des revoltirenden Standes ist. Wenn man sich nämlich in republikanischen Verfassungen damit entschuldigen kann: der Gesetzgeber habe den einzelnen Stand und seine Ehrbedürfnisse nicht besonders erwogen, so fällt diese Entschuldigung ganz hinweg, wo der Legislator und Garant der allgemeinen Gesetze gerade als höchstes Idol dieses Standes verehrt wird. In solchen Staaten läßt sich das Duell sogar für ein Subordinationsverbrechen erklären.

Von dieser Seite gefaßt, ist der Gegenstand zu ernst für eine komische Satyre. Es steht für sich, daß die Mitglieder jenes Standes wichtige Verdienste behaupten, und daß die Bessern unter ihnen nur dem dominirenden, obgleich revolutionären Vorurtheil ein Opfer bringen. Aber im Allgemeinen ist eben dies dominirende und revolutionäre Vorurtheil einer strengeren Geissel werth, als der juvenalische. Nur mit jenem ernsten moralischen Ingrimm, womit Tazitus über die einzelnen Züge des Ver-

falls seiner großen Nation spricht, sollte man eigentlich darüber sprechen.

2.) Gesetzt aber, wir stellen bey Seite, daß der Staat den Zweykampf verboten hat, und nehmen an, dies Feld sey von den Gesetzen frey gelassen, (bis auf den Punkt, daß gegen eine Lebensverletzung geklagt wird,) so gewinnt das einzelne Duell eine andre Würdigung. Der gute Name oder der Ruf eines Menschen und einer Menschenklasse richtet sich nicht immer nach den Vorschriften der Gesetze. Es giebt Beschuldigungen, von denen man sich gesetzlich vollkommen reinigt, und wornach man doch einen schwarzen Fleck behält in der achtenden Meinung der Mitmenschen. Um diesen Fleck auszutilgen, selbst sein Blut darbieten, ist, wenn es überspannt ist, doch das Zeichen eines Charakters, der überhaupt für Ideen, das Edelste, was der Mensch lieben und achten kann, empfänglich ist, und der etwas Höheres verehrt, als das Leben, wäre auch übrigens sein Urtheil noch so irrig.

In dieser Hinsicht ist der Zweykampf eine Sache, die der bessere und aufgeklärte Mann jedes Standes zwar staatsbürgerlich indigiren, aber, wo er, (der Zweykampf,) im Einzelnen erscheint, als freye moralische Genialität und Kraft bewundern muß.

In so fern hingegen das Duell auch in dieser Gesetzes-Freiheit das Prinzip eines Standes geworden, hört die hohe moralische Genialität auf; es wird eine Sklaverey des Vorurtheils, und es bleibt immer zweifelhaft, ob man mit innerer Feigheit, als gezwungner Sklave einer Meinung, die uns selber im Moment der Wagniß ungemüthlich ist, oder ob man als moralisch-genialischer Mensch, als tapfres, hochgesinntes Individuum, den persönlichen Krieg eingehe.

3.) In dieser Zwitterschaft, in dieser Schwebung zwischen Freiheit und Sklaverey, zwischen Genialität und Standes-Imitation, kann das Duell ein Stoff der komischen Satyre werden. — Es giebt nichts Komischeres, als den Moment oder die Ansicht

des Menschen, wo er nicht recht weiß, was er will! — Solche Momente und Ansichten finden sich in jedem Stande, darum hat auch jeder Stand sein Komisches, ohne deshalb an sich und in wesentlicher Beziehung komisch zu seyn. Eine romaneske Satyre des Duells ist noch zu erwarten, sie müßte einen Menschen darstellen, der sich eine utrirte Zartheit des Ehrpunktes durch bloße Nachahmung zugezogen hat, und der ohne alle Genialität und originelle Tapferkeit, nur darum in den verschiedensten Gesellschaften herumirrt, um ein Ehren-Abentheuer solcher Art zu bestehn. Man würde einen in gewissem Sinne umgekehrten Don Quixote erhalten.

4.) In gewissen Verfassungen liegt die Sache für jetzt so, daß der edelste und rechtschaffenste Mann des adlichen Militair-Standes sich in der unglücklichen Alternative befindet: entweder in seinem Stande, mit aller seiner reellen Kraft, und mit dem höch-

sten kriegerischen Verdienste, dennoch einen schwarzen Fleck in seinem öffentlichen Rufe zu behalten, auch gar aus seinem Wirkungskreise vertrieben zu werden, wenn er jenem Vorurtheil nicht opfert, oder in die Staatsverbrecherischen Maximen jenes Vorurtheils durch die That zu willigen. Ich mag nicht kalt urtheilen, ob er in dieser schneidenden Kollision des friedlich-gemütheten Staatsbürgers und des zum Kriege bereiten tapfern Menschen nicht zu vertheidigen sey, wenn er sich für das Letzte entscheidet, indem der Geist seines positiven Gewerbes, der doch einmal in den modernen Staaten vom Geiste des andern Bürgers sehr geschieden ist, sich selbst zu dieser Entscheidung hinneigt.

In Staaten, wo der Repräsentant der Gesetze zugleich der erste militairische Officiant (der erste General) ist, wird die Sache um so bedenklicher, als man irgend einen Grund hat, zu vermuthen, er selbst wolle, daß jenes Vorurtheil nicht ausgerottet, jene exlegische Maxime nicht niedergekämpft wer-

de, wenn er sich auch aus guten Gründen nicht deutlich darüber erklärt, indem er die rechtliche Konsequenz und die gefährliche Exemplifikation zu fürchten hat.

Zusätze.

1.) Die Gesetze machen einen Unterschied zwischen einem förmlich vorbereiteten, — und einem momentanen, unvorbereiteten Zweykampf. Dieser Unterschied ist eben in der Ansicht gegründet, welche im vorhergehenden zweiten Punkte aufgestellt wurde. Was durch das augenblickliche Gefühl der Beleidigung gewirkt wird, läßt sich am ersten als moralische Genialität des Individuums betrachten, und wird darum noch nicht als Maxime gefährlich, weil man einen geringern Grad der Besonnenheit, und mit ihm eine geringere Erwägung des Ansehns der Gesetze wahrscheinlich findet.

2.) Man sagt: unser adliches Militair könne in seiner äussern Würde nicht bestehn, und

würde seinen militairischen Ruf verlieren, wenn es die Maxime der Duelle zurücknähme. Wehe dem Staat, von dessen Militair dies schlechthin wahr ist! — Man nenne mir aber einen Staat, dessen Militairbeamte ihr Ansehn schlechthin verlieren müssen, wenn sie nicht in eine Staats-verbrecherische Maxime willigen? — Entweder dieser Staat, oder dieses Militair, ist, (um den lindesten Ausdruck zu brauchen,) zu reformiren! — Hier ist es der rechte Ort, an den Themistokles zu erinnern, und an sein rohiges Wort: schlag', aber höre! Ohne Ehrenrettung durch ein Duell übertrug ihm Athen die Generalstelle, die er mit eben so viel äußrem Ansehn, als mit Kraft und Weisheit behauptete.

Es ist also die Meinung, die wir zu bekämpfen haben, theoretisch, als Vorurtheil, — praktisch, als staatsverbrecherische Maxime. Nur in und durch diese Meinung wird es erst wahr, was sie aussagt, ohne sie würd' es gar nicht seyn. Man finde,

daß es dem Militär zur hohen Ehre gereicht, obwohl es täglich unter den Waffen lebt, und Studium des Krieges seine Profession ist, dennoch auf den Privatgebrauch der Waffen zu einem persönlichen Kriege selbst in der höchsten Reizung zu resigniren, und sich als Bürger eines regulirten friedlichen Staats unter die Gesetze zu stellen, ja daß diese Resignation eben so viel innere Energie an den Tag legt, als die Tapferkeit jenes Gehorsams, mitten im Kartetschen-Feuer besonnen und beobachtend dazustehen, und nicht eher von der Stelle zu weichen, (wie sehr auch persönlicher Muth gegen die Batterie antreiben möchte,) bis der General befielt. Dies finde man, diese richtige Würdigung der Sache werde Meinung, (wie sie es werden sollte,) und es ist unmöglich, daß der bessere Geist des Militairs darunter leiden kann. Dann wird Ehre bringen, was jetzt Schande bringt, nämlich die Achtung der Gesetze, die jedermann Ehre bringen soll.

Laßt uns also jene gesetzwidrige Maxime des Privatkrieges, welche der bessern Meinung im Wege steht, von allen Seiten angreifen, von der lächerlichen, wie von der moralisch unwürdigen, und der politisch strafbaren, laßt dieses schneidend und kräftig geschehen; und es müßte eine unbegreifliche Herzensverhärtung und eine eiserne Stirne entgegen seyn, wenn man sich nicht bald der Duellmaxime als Maxime und als Anverlangen des Standes in so weit schämen sollte, daß man wenigstens von ihr schwiege, und sie nicht mehr als ehrenvoll anpriese. Schon ein sicheres Mittel zum allmähligen Tode dieses Vorurtheils. Der hellere Kopf und das bessere Herz der adlichen Militair-Beamten mögen mit dazu helfen, daß jene Meinung gestürzt werde, gesetzt auch, daß der Einzelne unterdessen immer bereit seyn muß, auf die bisherige Art zu beweisen, er hasse sie nicht aus persönlicher Feigheit. Kurz, indem man am Friedens-Geschäfte arbeitet, sey man zum Kriege bereit! Man verfluche den Krieg, und führ' ihn um so tapferer, nur damit Friede werde.

Wem aber dieser Vorschlag ein Greuel ist, der stehe auf, und vertheidige jene Maxime öffentlich. Er beweise, daß die Meinung schlechthin als Meinung zu ehren sey, wäre ihr Grund auch unvernünftig, und ihre Tendenz ein Verbrechen! — Er zeige, daß die Gesetze, welche das Duell allgemein verbieten und verpönen, keinen ernstlichen Respekt verdienen, und daß man die antilegische Forderung des Privat-Ehrenkrieges verbreiten dürfe, ohne darum ein Rebell, ein widersetzlicher Staatsbürger, zum wenigsten ein erklärter Unpatriot zu seyn.

XI.

Über die Begriffe: Staat, Volk, Nation.

Ein Gespräch über die Theilung Polens.

(Geschrieben im Jahr 1798.)

War Polen ein wirklicher Staat und ein Volk, oder bloß eine Nation?

Andeutungen in Form eines Gesprächs.

I. War Polen vor den letzten beiden Theilungen ein wirklicher und einiger Staat und ein wirkliches Volk, oder bloß eine Nation? — Erst nach Antwort hierauf läßt sich vielleicht im Ganzen bestimmen, was der Pole durch jene Zertheilung seines Landes verlohren oder gewonnen habe.

II. Wie willst du das scheiden?

I. Eben aufs Scheiden der Begriffe kömmt es hier an. Gegen die Wahl der Benennungen ließe sich vielleicht manches einwenden, und gern vertausch ich diese mit passendern, wenn man solche findet.

Nation ist Bindung oder Vereinung durch Abstammung, Sprach und Sitte, und durch die eigne Denk- und Empfindungs-Weise, die theils den beiden letzten zum Grunde liegen, theils daraus erzeugt werden. Wozu man auch die allgemeinen Merkmale der Abstammung in der Körperbildung rechnen muß, so wie den Ausdruck der Sitten und der nationalen Denk- und Empfindungsweise, in so fern er als etwas Stätiges oder Charakteristisches in Gestalt und Bewegung erscheint.

Volk ist Bindung und Einung durch äusseres Interesse, durch gleiche politische Beziehung der Theile nach aussen, durch gemeinsame Anstalten zur Behauptung der politischen Korporation gegen den Druck der Umgebungen, so wie durch Sinnesweise und Maximen, die sich hierauf gründen.

Staat endlich ist Bindung und Einung durch innere Verfassung, durch einen rechtlichen Zustand der Mitglieder unter sich, nach einerley Gesetzen.

(z. B. Ein geborner Teutscher, teutsch erzogen, gehört zur teutschen Nation, er mag in

Memel oder in Triest, ja in Moskau oder Lissabon leben. Zum teutschen Volk gehört er darum noch nicht. Sein äusseres Interesse kann vielleicht gar keinen Berührungspunkt mit dem allgemeinen äussern Interesse des teutschen Reichs haben. Die Unabhängigkeit des letzten, und Krieg oder Frieden desselben kann ihn nur als Nationalmitglied interessiren. — Ein teutscher Staatsbürger ist er als portugiesischer oder russischer Unterthan gar nicht.

So giebt es auch Einheit als Volk, und Geschiedenheit als Nation und Staat. So gehört Ungarn gegenwärtig mit Österreich zu Einem Volk; aber eben so wenig zu Einem Staat, als zu Einer Nation.

II. Und nach dieser Erklärung wäre es zweifelhaft, ob das vorige Polen bloß Nation, oder ob es auch Volk und Staat gewesen.

I. Eine Nation war Polen, oder vielmehr der größere Theil der Einwohner bildete die polnische Nation. Noch jetzt, nach dreymaliger Theilung, da kein fußbreiter Strich Erde

ferner Polen heißen kann, ist die Nation nicht unmittelbar anullirt. Nur das polnische Land ist zerschnitten, Sprache und Sitte der Polen leben noch, obwohl man eines Theils Mittel ergreift zu einer allmäligen Verschmelzung der polnischen Nationalität mit der unsern, (der Teutschen, im Österreichischen und Preussischen Antheil, besonders im letzten,) und, wofern es damit glückt, kaum ein Paar Generationen vorübergehen möchten, wenn schon jene Nationalform in den obern Ständen ganz unkenntlich und verwischt seyn wird.

II. In diesem Sinne lebt die polnische Nation sicher noch länger. — Was man von Amalgamirung in Gesinnungen und Lebensweise der Polen und Teutschen, besonders im preussischen Antheil, hofft oder wünscht, scheint mir auf mehr als ein Jahrhundert Hofnung und Wunsch bleiben zu müssen. Gerade in diesen Provinzen, wo man durch äussere Mittel auf eine solche Verflößung des teutschen und polnischen Karakters hinarbeitet, wird sich der letzte, als etwas Geschiedenes, im Stillen be-

haupten. In der russischen Akquisition dürft' er gerade am frühsten verschwinden.

I. Ich weiß deinen Grund nicht. Die russische Regierung will vor der Hand bloß neue Unterthanen, die unbedingt gehorchen und Gefälle entrichten. In mehreren wichtigen Geschäfts- und Verwaltungsfächern hat man in den russischpolnischen Provinzen das Polnische als officielle Sprache beybehalten, und in Civilsachen sprechen noch polnische Richter nach polnischen Gesetzen. Das Schul- und Kirchenwesen ist, wie man hört, an Geist und Gestalt so geblieben, als es war. Dinge, die eine längere Dauer des dortigen polnischen Karakters versprechen.

II. Eben weil dort der Nationalkarakter ganz frey gelassen ist, und weil überdies zwischen Russen und Polen eine alte National-Ähnlichkeit herrscht, glaub ich, daß eigentliche Verflößung, und dann, bey innigerm Zusammenhange des Adels mit dem Kaiserhofe freie Dahingabe des bloß polnischen Karakters (unter den höhern Ständen) bald eintreten könnte. — Du hast Recht: Rußland will fürs

Erste bloß Gehorsam und Zahlung der Abgaben, nicht innere Umbildung. Aber dies ist auch ein Mitgrund, warum der russische Pole, wenn er nur von der Willkühr der Landpfleger für seine persönliche Sicherheit nichts zu fürchten hat, seinen Überwindern innerlich mehr hold und ergeben seyn würde, als der teutsche Pole den seinigen: denn diese wollen ihm auch Erzieher werden. — Eigen ist's, den Russen fürchtet und liebt der Pole, er haßt ihn nicht, am wenigsten sieht er ihn verächtlich an. Man könnte glauben, die Härte, womit ihn der russische Soldat und Kriegsbeamte behandelt hat, wirkt ein Entsetzen, welches die Verachtung nicht aufkommen läßt, die hier und dort der friedliche, milde, behutsame Teutsche dem Polen abmerkt: und dies ist zum Theil Wahrheit. Aber ich bin sicher, daß, wenn der Teutsche mit eben der furchtbaren Strenge verfahren hätte, wie der Russe, dieser zwar eben so gefürchtet, aber nicht innerlich so geliebt seyn würde. Doch, ich unterbreche dich zu lange, und wohl blos mit Nebendingen.

I. Du kommst auf meinen Unterschied zurück. Der Teutsche hat zugleich die Nation, nicht bloß Land und Leute erobern wollen, und war das Letzte einmal politisch nothwendig, so gereicht ihm das Erste zur Ehre. Eine Nation erobern heißt nichts anders, als sie innerlich in eine andre umbilden, und bey uns hat diese intendirte Umbildung die offenbare Absicht gleichmäßiger Aufklärung und künftiger vollen Harmonie der Neu-Preussen mit den ältern, so daß alles Eine einzige, zufriedene Volks- und Staats-Familie bilden könne. — Allerdings ergreift unsere Regierung zu dieser Umformung äussere Mittel, die vor der Hand dem Nationalsinn der Polen befremdend seyn mögen. Aber es fehlt uns auch an der innern Verwandschaft, in welchem der russische Nationalcharakter mit dem polnischen steht. Wär' uns diese Verwandschaft, wie gar leicht würde eine edle Regierung bei weisen Maasregeln und Anordnungen, die auf Nationalisirung abzwecken, jene nothwendige Umbildung vollenden. Eine Nation, die einmal in ver-

schiedne Völker von so gar entgegengesetztem politischen Interesse zerlegt, und in einzelnen Stücken an ganz verschiedene Staaten fremder Nationen gleichsam bloß angefügt, oder angeheftet wurde, bedarf durchaus der Um-Nationalisirung, wenn sie als Mensch und Bürger noch ferner gedeihen soll, und es läßt sich nicht dringend genug mit diesem einzigen Heilmittel der Trennungs- und Schnitt-Wunde eilen; denn der Anfang der Kur ist noch lange nicht die Vollendung, und beide müssen freilich nicht übereilt werden.

II. Kurz, nach deiner schon sonst geäusserten Meinung ist es heilsam, daß ein adoptirtes Volk so viel möglich umorganisirt werde, nicht bloß ummechanisirt.

I. Ein adoptirtes Volk, oder auch nur neuakquirirte Länder und Leute, können allemal nur durch Ummechanisation dem Hauptkörper einverleibt werden. (Durch Schnitt und Anheftung.) — Aber sowohl der adoptirte Staat, (ein Volk, so fern es Staat war,) als auch (und ganz vorzüglich) die adoptirte

Nazion, verlangen Umorganisirung. — In beiden Fällen ist das Umorganisiren eine schwierige Aufgabe, weil es friedlich seyn muß, ohne Gewalt und Zwang, — und am wenigsten wird bey großer Staatsreform darauf geachtet, denn hier kann auch bloße Mechanik zum Ziele führen. Das Umbilden des Nationellen aber widerstrebt schlechthin aller politischen Mechanik, ja es bleibt eines Theils immer ein Segensgeschäft der Zeit und der zufälligen Schicksale. Dies wohl erkennend, gehn auch die Anstalten und Anordnungen unsrer Regierung zu jenem Zwecke einen behutsamen Schritt, obwohl sie nicht säumten, den langen Weg anzufangen.

Hier kehr ich zu dem Punkt zurück, wo deine Zwischenbemerkung eintrat. Ich bleibe der Meinung, daß, wenn man im russischen Antheil nicht durch eine Umorganisation einleitet, dort der polnische Nationalcharakter wahrscheinlich länger lebt, als bey uns, wenn gleich nicht in harten Kontrasten und Scheidungen gegen die russische Nation, da beide von Natur mehrere Berührungspunkte haben

und in Verwandschaft stehn. Eine National-hinneigung zu den Russen gab es ja schon vor der Eroberung, denn die bloß vorübergehende wüste Volkserbitterung der Polen gegen dieselben, war — — bloß vorübergehend, sie that, wie du selbst bemerkst, der innern Anhänglichkeit an die akquirirende Nation keinen Eintrag. Beide werden auch jetzt noch lange, mehr oder weniger vertraut, durch einander leben und weben, ohne darum in Eine Nation zu verschmelzen.

Preussen indessen arbeitet mit Bedacht und Mühe an einer solchen Verschmelzung. — Ich will nur Ein Geschäft dieser Absicht berühren. Der Adel in unserm Antheil ist größtentheils der weniger Begüterte. Er muß wünschen, daß wenigstens seine Nachkommen nicht bloß im preussischen Militär, sondern auch im Civil Brod und Ehre erlangen. Zum Zweck des letzten müssen sie unsre Sprache, unsre Gesetze, und die mit jedem bedeutenden Geschäftsfache unmittelbar oder mittelbar zusammenhängenden Wissenschaften in teutschen Schulen gründlich studiren. Die Epoche der Schulzeit ist die

bedeutendste für die Umformung des National-Karakters, wenn die dabei angestellten Lehrer ihre Kunst verstehn. Die Wissenschaften erwecken ein freyes Interesse für den, der sie uns lehrt. Aus den Händen der Teutschen werden die jungen Polen dies Geschenk empfangen, und es müßte ungeheuer seyn, wenn ihnen die würdige und freundliche Gabe nicht auch den gutgesinnten Geber werth machen sollte, noch ganz abgesehn vom bloßen Brodzweck der Studien. Überdies wird das jugendliche Gemüth in mehrern Jahren der Schule, der Universität, und späterhin des Geschäftslebens, an's Teutschdenken und Teutschempfinden gewöhnt, da es größtentheils durch das Mittel der teutschen Sprache denken muß. Endlich wird auch in Gesellschaft dieser Geistes-Kultur die Betrachtung des sichern Karakters unsrer Verfassung, (in Bezug auf das vorige Polen,) mit reinerm Blick angestellt werden, und die Nationalvereinung vollenden und befestigen. Man strebt darnach, den Polen zu einem zufriednen Preussen zu machen, indem man ihn zugleich verteutschen will.

II. Wir wollen hoffen, daß es bald gelinge, da es so herzlich zu wünschen ist. — Doch du bist mir noch die Auseinandersetzung deiner Zweifel schuldig: ob das vorige Polen blos Nation, oder ob es auch Volk und Staat gewesen? so wie die Angabe: was es denn eigentlich durch die gänzliche Zertheilung verlohren oder gewonnen habe?

I. Für jezt blos Andeutungen! Mögen uns einzelne Meinungen dieses Gesprächs als kurze Themata tieferer Untersuchung und künftiger Verhandlungen gelten. —

Wenn der Pole auch schon vor der Theilung seines Landes durch (größtentheils geschmackvolle und verständige) Nachahmung anderer Nationen, besonders der Franzosen, einige rohe Ecken seines ältern National-Karakters abschlif; so blieb doch der Kern.

Von vielen Seiten war es wirklich nur oberflächliche Politur, wodurch er verändert schien. Die leichte Annahme solcher Politur, und die Geschicklichkeit, sich in angenommenen, feinen und geschmeidigen, auch kräftigen For-

men ganz natürlich zu geberden, gehört selbst mit zu seiner Nationalität.

In wie fern Polen aber ein Volk war, das bleibt die Frage. Als zusammenwohnende Nation sollt' es freilich schon zur Erhaltung seiner Nationalität, (geschweige seines Staats, wenn es Staat war,) ein gleiches Interesse nach Aussen gehabt haben. Wenn es auf äussere Unabhängigkeit ankam, mußten Alle für Einen stehen! Der Angrif auf die entfernteste Provinz mußte dem ganzen Lande Krieg seyn. Es durfte nicht fehlen an Einrichtungen, die hiezu schnelle und kräftige Mittel hergaben, und an lebendigen Gemeinsinn, diese zu ergreifen. — Von der bloßen Ohnmacht, welche sich nicht wehren konnte, ist nicht die Rede. Die Interesselosigkeit der innern Provinzen beim Schicksal der äussern zeigte sich auch, wo diese Ohnmacht nicht zur Entschuldigung diente, ja die letzte lag oft einzig in der ersten. Was hilft National-Sinn ohne Volks-Sinn? Je zuweilen erwachte dieser, aber nur in wilden und rohen Ausbrüchen, ohne anhaltende Energie;

und doch schien er beinahe mehr Egoismus als Volkssinn, wenn man die nächste Ursache der Explosion mit in's Auge faßte.

II. Hat man denn ein teutsches Volk im Ganzen, so wie du das Wort nimmst? —

I. Es giebt eine teutsche Nation, es giebt darin ein preussisches, ein östreichisches Volk, — preussische, östreichische und andre Staaten.

II. Polen war also nicht einmal ein Volk?

I. Es sollte eines seyn, und es wollte zuletzt eines werden. Doch will ich nicht läugnen, daß es nach dem bloßen trägen Wunsche Aller, und nach der ernstlichen Theilnahme Weniger, ein Volk genannt werden mag. Man hätte allerdings lieber alle vormaligen Provinzen des Reichs beysammen behalten, wenn es ohne Mühe und ohne Aufopferung egoistischer Vortheile von selbst hätte geschehen wollen. — Aber frage die Geschichte, welch ein bedeutendes Volk sonst bei lebendem Leibe das Schicksal langsamer Verwesung oder Absterbung einzelner Glieder in der Art betroffen hat, wie Polen im vorigen Jahrhunderte?

II. Du sagst: bei lebendem Leibe, es war aber ein kranker Leib. Oder auch ein kranker Geist, eine Betäubung des Gemüths, wobey man die Wunden der äussern Glieder nicht fühlt, oder nicht achtet.

I. Das ist eben der Grund meines Zweifels: ob Polen ein Staat war? Eine Nation wird nur dann ihre Würde als Volk ganz behaupten, wenn sie zugleich einen Staat ausmacht. Wäre Polen das lezte gewesen, so ging gleich die erste Theilung so ruhig nicht ab. Eine innere Einung, eine enge Verbindung durch gleiche Verfassung und Verwaltung des Reichs, nach festen Grundsätzen und regelmässig geordneter Macht, hätte tiefer und allgemeiner fühlen lassen, daß dem Ganzen ein nothwendiges Glied abgeschnitten werde, wenn auch noch nicht der Kopf, — und hätte kräftige politische Rettungsmittel dagegen in Bereitschaft gehabt: denn zur ernstlichen Anwendung derselben wär' es wahrscheinlich nicht einmal gekommen. Wer hätte das große und reiche Polen, wie es vor dem Jahre 1772 war, ohne große Gefahr seiner eignen Staaten thei-

len wollen, wenn es zugleich Eine Nation, Ein Volk und Ein Staat gewesen wäre? —

II. Freund, du scheinst Staatsverfassung und Staatsverwaltung durcheinander zu nehmen, oder doch von jener zu behaupten, was man, in Bezug auf Polen, nur der letzten zur Last legen kann. Polen hatte allgemeine Gesetze; es hatte ein gesetzgebendes Korps und einen höchsten Gerichtshof; es setzte sich einen König zum Repräsentanten seiner innern und äussern Ganzheit. Verderbniß in der Verwaltung ist noch kein Mangel an Verfassung.

I. In wie fern die Verfassung nicht in Verwaltung übergeht, d. h. wirkend ausgeführt ist, in so fern ist kein wirklicher Staat vorhanden, sondern nur ein gedachter, eingebildeter, projektirter, der todt im todten Buchstaben aufbewahrt wird. Ich leugne gar nicht, daß eine Verfassung an sich gut seyn kann, wenn auch die Verwaltung nichts taugt; nur einen Staat, welcher der Verfassung entspricht, leugne ich dann. Bleib es dahin gestellt: ob Zeit und Ort, ob die Schlauheit der Nachbarn, oder die düstern Köpfe und wirren Gemüther der Ein-

wohner, — ob gar der Karakter der Verfassung selbst, als einer ungeheuern Verknüpfung von Projekten der verschiedensten Zeiten und Kulturstände, oder ob endlich alle diese Dinge vereint die Schuld tragen, wenn eben die Verfassung ihre allgemeine exekutorische Würd' und Kraft verliert; aber wann, wo und so lange dies der Fall ist, halt ich den Staat, als Einung durch die Verfassung, als allgemeinen rechtlichen Zustand, für aufgehoben.

Polen hatte, meiner Meinung nach, nur Zeichen, Andeutungen, oder höchstens die Projektion eines Staats. Einige Fäden zum Gewebe waren gezogen, und viele dieser Grundfäden selbst liefen verwirrt. An festmachenden Einschlag, an ein ausgefülltes Stück war noch lange nicht zu denken.

Drey Dinge gehören zu einem wirklichen Staat: Konstitution, Gesetzgebung, Gesetzverwaltung. Die erste bestimmt das rechtliche Wie der Gesetzgebung und Verwaltung, die zweite und dritte thut, was ihr Name sagt. Die erste ist Staatsverfassung, die beiden letzten sind Staats-Verwaltung. —

Aber schon die polnische Konstitution besaß keinen allgemeinen und praktischen Respekt in Hinsicht auf Gesetzgebung und Exekutirung; und eine Menge von Gesetzen bewirkte um so weniger einen allgemeinen Zustand. Der Konstitution wie der Gesetzgebung mangelte das oberherrliche Ansehn und die oberherrliche Kraft gegen Unterthanen. Was sind Reichs-Beschlüsse, gegen welche der Unterthan Krieg führt? die nur durch Krieg, und selbst mit Beihülfe eines fremden Volks, exekutirt werden, oder die man umgekehrt durch solch eine Beihülfe anullirt, nicht blos für den widerspenstigen Theil, der sich sodann vom Ganzen abscheiden mag, sondern für's ganze Reich. — Es gab ein polnisches Recht, aber nur für zwei gleich schwache Parteien im Kleinen.

Alle Fürsten und Herren dieser Fürsten- und Herren-Republik, (wenn man diesen Titel des Landes gelten läßt,) schienen ihre Köpfe nur darum unter eine einzige Krone zusammenzuhalten, weil nicht jeder von ihnen eine besondre tragen konnte.

Von größern Haufen schweig' ich, da es so allgemein bekannt als wahr ist, daß die Nation sich in diesem selbst mißhandelte, welches nicht einmal bei der Despotie des liefländischen Adels gesagt werden kann, denn Herr und Leibeigner scheiden sich dort noch als Nationen.

Für den größten Theil der Polen, (den unterthänigen Bauer,) gab es nicht einmal jene Andeutungen eines Staats, er hatte gar keine Ahnung von einem innern rechtlichen Volkszustande. Er kannte kein Vaterland, sondern nur ein väterliches Dienst-Haus. Sein Guts-Herr war sein König! —

II. Im Grunde sagst du viel schon Gesagtes, nur in einer andern Folge, und mit etwas andern Ausdrücken. Mann nannte Polen einen Staat, aber einen zerrütteten.

I. Ein zerrütteter Staat ist gar keiner, eben wie eine zerrüttete Gesundheit. Sollt' ich in dem Bilde eines Menschen die nothwendigen Eigenschaften eines vollendeten Reichs angeben, so würd' ich sagen, es sey in Geist und Herz harmonisch, (eine Nation,) sey in allen Gliedern gesund, (ein Staat,) sey kraftvoll,

und so bereit als geschickt, äussere Arbeit zu übernehmen, (ein Volk!)

II. Nehmen wir's so genau, so dürfte es auch in Enropa wenig vollendete Reiche geben.

I. Vieles ist in der Bildung, — im Repariren oder in der Kur begriffen. Ein Theil, weil es ihm an National-Einheit, ein andrer, weil es ihm an Volks-Einheit mangelt, und ein dritter, weil er keine Staats-Einheit besitzt. — Es giebt indeß Grade der Krankheit, (wenn auch nicht der Gesundheit,) und die ältere Weltgeschichte, so wie die Geschichte unsrer Tage, zeigt uns auch ganz gesunde Korporationen oder Reiche, ob wohl die Perioden ihrer Gesundheit verhältnismässig nur kurz waren.

II. Wie soll es denn gerade dem vorigen Polen zu besonderm Vorwurf gereichen, daß es eine kranke politische Korporation war?

I. Es soll ihm eben nicht zu besonderm Vorwurf gereichen. Die spätere Generation übernahm seit langer Zeit immer schon die Verwirrungen oder Krankheiten der frühern. Einzelne bedeutende Glieder erbten mit dieser Verwirrung bedeutende Vortheile, die sie für ewi-

ge Rechte ansahn, und so war eine Regulirung von Innen ohne einen Nationalkrieg beinahe unmöglich. Aber bis dahin war denn doch einmal die Krankheit oder die Zerrüttung gekommen, und dies machte denn doch einen Unterschied zwischen dem polnischen und vielen andern, auch unvollkommenen Reichen in Europa, wenn man noch hinzudenkt, daß in Polen dieser Unzustand oder Paroxismus anhaltend wurde.

II. Wie würdest du dann das vorige Polen als ein Ganzes beschreiben?

I. Es war eine zusammenwohnende Nation, bestehend aus einer Menge kleiner Fürstenthümer und Herrschaften, die theils durch Nationalität, theils durch einen Bund, der allgemeine Staatsverfassung seyn sollte, und doch nur die schwache Kraft eines Völkertraktats hatte, scheinbar vereint. In gewisser Tendenz galten die Bundesrepräsentanten (deren Vorsitzer der König war) als Staatsrepräsentanten, und doch fehlte ihnen die ruhige und civile Macht, ihre Beschlüsse als Staatsbeschlüsse zu exekutiren. Nur bey dem schwächern Theil

der Widerspenstigen hatten die Exekutionsmittel das Ansehn der Strafe, oder auch des polizeilichen und gerichtlichen Zwanges. Bey dem stärkern mußten sie Krieg werden.

II. Nun, so scheint mir Polen doch in ähnlicher Art eine Republik gewesen zu seyn, wie man das Germanische Reich so nennen könnte, — und ein Königreich, wie dieses ein Kaiserthum.

I. Ich lasse die Ähnlichkeit dahingestellt. Aber es liegt gewiß in andern Dingen, als in der bloßen Korporationsweise dieses gemischten und so sehr zusammengesetzten Reichs, wenn es im Großen noch Selbstständigkeit behauptet. Es liegt in der helleren Politik der mächtigsten Fürsten desselben, in ihrem Machtvermögen und Ansehn auch außer dem germanischen Bunde, und in der Aufklärung und gesetzmäßigen Freiheit ihrer Unterthanen.

II. Das Alles scheint nun sagen zu wollen: Durch die gänzliche Zerschneidung Polens, als Land und Leute Einer Nation, sey kein Volk, auch kein Staat anullirt worden. Man habe sich in ein politisches Chaos ge-

theilt, um es an schon fertige politische Welten harmonisch anzubilden.

I. Und wenn es dies sagen wollte?

II. Polen war aber gerade im ernstlichen Werk, sich selbst umzuschaffen. — Die Nation, oder doch der bessere und größere Theil, wollte sich eben zu einem festen Staat, und dann auch zu einem würdigen Volk machen.

I. Diese Frage sprich du zum Schicksal. Der kurzsichtige Mensch könnte antworten: „es wäre wahrscheinlich nicht gelungen.“ — Übrigens lieben wir beide, als Teutsche, die teutsche Nation im Wesentlichen zu sehr, und achten sie als eine eigne große Form, in welcher die Menschheit miterscheinen wollte, und die auch die unsre ist, zu hoch, als daß wir die Bekümmerniß des Polen über den mittelbaren Verlust seiner Nationalität nicht gerecht finden sollten. In Hinsicht auf die Zukunft hat er diese wahrscheinlich verlohren, und nach der gänzlichen Theilung seines Landes und aller Nationalkräfte, scheint es durchaus unmöglich, daß diese Form, mit Beybehaltung ihrer we-

sentlichen Eigenheit sich jetzt noch ausbilden und kräftigen könne, um wenigstens nicht eher vom Schauplatz der Welt abzutreten, als bis unsterbliche Abdrücke von ihr in vollendeten Geisteswerken die Menschheit überhaupt mit einem würdigen Vermächtniß segnen. Die Unsterblichkeit einer Nation bloß in den Sälen der Geschichte ist gegen solche lebendige Abdrücke eine Mumien-Unsterblichkeit. In der Geschichte wird überhaupt mehr das Bild eines Volks und Staats, als einer Nation aufgestellt.

Hierüber, sag ich, muß uns als Menschen, die auch in der Form einer uns lieben und werthen Nation erscheinen, die Trauer des Polen heilig seyn.

II. Sie ist uns heilig, und soll uns ein Gegenstand verständiger und gerechter Schonung bleiben. Überdies gab es auch im vorigen Polen ächt patriotische Gemüther, die für das hohe Bild einer bessern innern und äußern politischen Vereinung viel Gutes wollten, sprachen, versuchten, und manches Privatglück aufopferten. Sie kamen aber zu spät, sie kamen

zur unrechten Zeit. — Die innere verjährte Krankheit fand kein heilsames Frühlingswetter zu gründlicher und natürlicher Kur. Die politische Witterung in Europa war dieser abhold. Oder wär' es auch Nemesis allein gewesen, die furchtbare Gerechtigkeit des Schicksals, die durch den Untergang übermüthiger Verwirrungen den Übermuth strafen wollte; in beiden Fällen stehen wir vor einer großen Scene, der unser Herz tragisch huldigen muß.

Ich mag dich nun nicht erst fragen: was der Pole durch die gänzliche Theilung seines Landes gewonnen habe. Nach deinem Urtheil gewinnt er den Mitcharakter eines Volks und eines Staats, indem er fremden Völkern und Staaten einverleibt worden.

I. Das würd ich antworten. Und jetzt (würd ich zusetzen) resignir' er mit Weisheit auf Alles, was harte Punkte des Kontrastes geben muß. Dann wird die Annäherung zwischen ihm und dem Teutschen, oder die innere Verbürgerung seine geistigen Kräfte zu einer frühern und edeln Kultur als Mensch überhaupt befördern, wenn gleich in der Form ei-

ner fremden Nation. Die schönen und reichen Geistestalente des Polen würden noch herrliche Früchte tragen in dem kultivirten Boden unsrer Nationalität, wenn man sich nur erst ruhig überzeugen wird, daß sie auf dem mütterlichen Erdreiche nicht mehr gedeihen können.

Was der größere Haufe gewonnen hat, liegt jetzt schon klar genug vor Augen, und wird von ihm selbst dankbar empfunden. Nur muß man nicht bei dem größern Haufen blos in oder um Warschau nachfragen. Der reichbezahlte Tagelöhner und Domestik, der Handwerker und Kaufmann, müssen hier allerdings an Erwerb, und selbst an nothdürftigen Auskommen sehr viel einbüßen. Aus einer verschwenderischen Residenz ist eine sparsame Provinzialstadt geworden. —

II. Hälst du dein Urtheil über das vorige Polen für so gerecht, daß du es aufschreiben, und mehreren Augen unbefangen vorlegen möchtest?

I. Ich bescheide mich, daß meine Meinung nur eine der verschiednen Ansichten dieses Gegenstandes sey. Ich werde sie aufschreiben!

Möge man sie prüfen, möge man ihre (gewiß absichtlose) Falschheit darthun, möge man mehrseitige Ansichten nebenstellen. Die Sache ist einer vielseitigen und prüfenden Betrachtung nicht unwerth. Vielleicht daß ich solche veranlasse. Meine Meinung ist ja, wie du schon früher bemerktest, im Resultat genommen, die Meinung Vieler.

XII.

P h a n t a s i e n.

Von einem jezt unglücklichen Freunde.

Phantasien über eine Uhr.

1.

Schnell und langsam schwingen sich die Räder;
Wunderbar durchlaufen und durchwandeln
Sich des Triebwerks mannigfalt'ge Glieder,
Allbewegt von tief verborgner Kraft:
Groß' und Kleines dreht sich durch einander,
Ein Tumult dem unerfahrnen Seher. —
Rauschend, klingend greifen Stift' in Stifte,
Gleich als wollte sich die kleine Kunstwelt
Selbst zerstören im erregten Innern:
Dennoch wirkt das Ganze Harmonie!
Und der Zeiger an der hellen Scheibe
Wandelt ruhig seinen Schatten-Gang,
Zählet gleichgemessen Stund' auf Stunde;
Während unter ihm des Perpendikels
Reger Puls unisono ertönt.

O Bild des Menschenlebens und des Schicksals,
Du schauerliches und trostreiches Bild!
Ein stetes Toben, Hin- und Gegen-Streben,
Ein Durcheinandergreifen, Treiben, Drehen
Von klein- und großen Dingen, Rädern, Zacken
Der mannigfaltigen Naturen, Kräfte, Triebe
Und Wünsche! ja, auch dich bewegt verborgen
Die mächt'ge Feder, die wir Weltgeist nennen.
Der Menschheit Schicksal geht in großer Ruhe
Auf der Geschichte hellem Zifferblatt,
Harmonisch messend des Geschlechtes Bildung:
Indessen schlägt unisono der Pendul
Des Lebens und des Todes hin und wieder!
Auch du im Ganzen bist ein hohes Werk
Der kühnen Harmonie, und führst zur Harmonie!

2.

Zu langsam rückte mir der Zeiger,
Zu lange dauerte die Pause
Des Glockenschlags,
Als ich noch Knabe war! — —
Hinaus in's freie Leben sehnte sich
Mein reger Sinn! und bange ward der Brust
Beim stillen Horchen auf das immer gleiche
Und monotonische Bewegen
Des Penduls an der alten Bilderwand.
Ein Seegefechte war daran gemalt.
Die Wimpel flatterten, die Segel schwollen,
Der Dampf des Blitzes, den ich donnern hörte,
Stieg auf zum Himmel, und die Wogen brau-
sten!
Und über diesem mächtig-wilden Kampf
Schien mir der Pendul fürchterlich gelassen
Und kalt und ohne Seele hinzuschweben!
Hinaus ins freie, vielgestaltete,
Vieltönige und viel-bewegte Leben
Rang Phantasie, und Herz und reger Sinn!

Ein Admiral in jenem Kampf, ein König
Im Wogen eines völkerreichen Landes,
Das war der Wunsch des traumerhitzten Geistes!
„Ach wär die Zeit nur da, du wärest Mann,
„Und Bildung fände sich mit Kraft und Stärke!
„Zu langsam geht die Uhr, der Pendul ist
„Ein müder Greis, der hin und her schon schwankt, —
„Der Zeiger oben ist ein Sterbender,
„Der gerne noch auf dieser Welt verweilte!

Gereift zum Jüngling, und erwacht zum Jüngling,
Begrenzte sich der Geist in seinem Wünschen
Und seinem Hoffen! Alles zu umfassen,
Fand er das mannigfalt'ge All zu groß!
Doch, wenn im Umfang nicht, so in der Strecke
In einer Linie der Unendlichkeit
Lebendig hinzuwirken, war sein Trieb,
Sein rastlos kühner Trieb! — Da kam die Liebe,

Und schuf Unendlichkeit in einen kleinen Raum,
In eine kleine Zeit! — Stieg dann der Morgen auf,
So fiel kein Blick auf das verschmähte Bild
Der wilden Schlacht; doch ach, der Zeiger ging
Auch jetzt dem Hoffenden zu langsam, dem
Ein heißgeliebtes Blüthen-schönes Mädchen
Sich auf der Abendstunde stille Schatten
Voll Zärtlichkeit und Treu versprochen hatte.
Und kam der müssige Nachmittag, dann
Ging träger noch die immer träge Uhr!

Das Herz schlug rascher, doch dem alten Pendul
Bewegte sich der abgelebte Puls
Langsamer von Sekunde zu Sekunde.
Endlich nahte sich die Stunde,
Und der lange träge Tag
Neigte seine Himmelssterne,
Sich zu hüllen in der Dämmrung Schleier,
Und auf's goldne Strahlen-Auge
Sank der Abendröthe Wimper!

Ich eilte zum Orte der Minne
Mit Wonne-klopfendem Herzen.

Ich eilte der seligen Stunde voran.
Und der Mücken Summen
In dem Abendstrahl,
Und der Quelle Rieseln,
Und der Nachtigallen
Flattern in den Zweigen,
Und im Mondenschimmer
Manche Lichtgestalten
Täuschten mich, und ließen hin und wieder
Im Gebüsch mich irren, spähend, lauschend
Auf des Mädchens leiseste Bewegung,
Ihre Tritte, des Gewandes Rauschen,
Auf das Schimmern ihres Lilienkleides
In dem Schatten; auf ein leises Zeichen
Einen schalkhaft abgebrochnen Laut.

Und wenn mir jetzt die Blumen und die Halme
Zulispelten: wir fühlen es, nicht ferne,
Da küssen unsre Brüder schon die Füsse
Des süssen Mädchens, wallen um die Schritte
Der Nahenden, und gleiten um ihr Knie;
Dann war's die Zeit, die, ach, den muntern Gang
Des Mädchens hemmte, und im Uhren-Gleichtakt

Die Tritte fesselte der Heißersehnten.
Denn auch den Sehnenden,
Bey ungewissen Pfaden,
Hielt fest sie auf der Stelle.
Aber wenn nun
Am Rosengebüsch
Die weißverschleierte Gestalt sich zeigte;
Ha, wie flog ich,
Und mit mir die Zeit,
Dahin in die freudezitternden Arme,
Und Seligkeit
Verschlang uns Beide.
Wann spät der Mond die Atmosphäre
Dem höhern Lichte räumte,
Wie bat ihn da mein Herz
Zuweilen noch am Himmel,
Noch länger mir zu gönnen
Das holde Angesicht, die süsse Lippe
Des trauten Mädchens, dem schon bänger ward.
Mir war, als müßt er fühlen
Die Wünsche meiner Seele;
Doch ach, er weilte nicht. Jezt übereilte
Sich Glockenschlag und Mond und Pendul, der

Durchs ofne Fenster in den Garten tönte,
Und immer schneller ging, wie sich der Morgen
nahte.
Doch, wenn du jetzt entwichest,
Du Sonne für den Tag der Liebenden,
Den wir in liebeleeren Zeiten Nacht
Zu nennen pflegen, doch erlosch mein Zorn
Im langen Scheidekuß, im süssen Schmerze
Des Wonn-Adees. Ein guter Tag ward
herzlich
Gewünscht beym Anbeginn der Morgendämm-
rung,
Und solch ein Wunsch bringt einen guten Tag.
Vermählt darauf mit leichtem Schlummer,
Schwang sich der frohe Geist ins Feenland
Holdselger Träume. Bald erblickt' ich mich
Als König, einen Herzvertrauten Vater
Des guten Volks, und Segenswünsche
tönten
Auf mich und sie, der eine Krone ich
Zu schenken wünschte, wenn es fröhlich
machte.
Doch fröhlich macht' es, denn man segnete
In ihr des Volkes beispielreiche Mutter.

Bald sah ich mich am reichen Erndtetage,
Ein froher Landmann, heim vom Felde kehren;
Das treue Weib, die muntern Kinder grüßten
Mich vor der grünbestreuten niedern Schwelle
Des Weinumrankten reinlichnetten Häuschens.
Der Erde Segen füllte Hof und Scheune,
Des Himmels Vorgefühl bewohnte Brust und Haus.

In diesen Träumen, wachend und im Schlaf,
Schwand mir das rasche Jünglingsleben hin,
Und ach, ich ward ein Mann.

Gar anders ist dem Manne jetzt zu Sinn.
Was leicht der Hofnung bunter Fittig trägt,
Was goldne Träume leicht in Sonnengold
Verwandeln, ach das liegt, ein dumpfes Blei,
Im Wege jetzt, da Traum und Hofnung schwanden.
Die Göttin schied, der Mensch blieb arm zurück.

Einsam lieg ich jetzt auf meinem Lager,
Überdenkend die verlohrnen Tage,
Die in Wunsch und Hofnung ich verträumt.
Ernster mahnen mich die bangen Takte

Meiner Uhr an die entflohne Jugend,
Und mit grauser Kälte zählen sie
Mir die Menge der Momente zu,
Die unhaltbar mich vorüberströmen,
Bis sie bald für mich verronnen sind.
„Vernimm ihn außer dir den Puls, der in dir
nagt!“
Stöhnt mir der Pendul zu.
„Geh ich dir noch zu langsam?“ spricht der
Weiser,
„O wisse, daß ich auf dem Wege bin,
„Worauf den Punkt ich sicher treffen werde,
„Der einst Minute deines Sterbens heißt.“
Es rücket der Weiser
Von Stunde zu Stunde,
Und mit ihm eilet
Der Morgen zum Mittag,
Der Mittag zum Abend,
Der Abend zur Nacht,
Die Tage zu Tagen,
Zu Wochen, zu Monden,
Und also stürzet
Mit seinen Wellen
Der Strom der Jahre

Über der Ewigkeit
Weltentreibendes Rad.
Umsonst, umsonst, o Mensch,
Greifest du mit des Wunsches kühner Hand
In die Speichen des Rades!
Es reißt die Hand mit fort,
Und schleudert dich in den fallenden Strom,
Und dein Gebild muß mit hinab in die Tiefe.
Grausend redet der Zeiger!
Grausend des Penduls Takt!
Nicht mehr veracht' ich ihre Langsamkeit,
Mich schaudert vor ihrem sichern Gang:
Denn auch ihr Schattenschritt,
Er führt, er treibt, er kommt zum Ende.
Felsen versäuseln
Im ewigen Lufthauch,
Der da wehet von Anbeginn!
Meere trocknen!
Länder versinken!
Wird nicht auch löschen das Feuer
Des allerwärmenden Lichts,
Und stürzen das All in Nacht und Graus?
Neben der Leich' im Sarge
Tönt und schlägt noch die Uhr,

Die einst dem Lebenden tönt' und schlug;
Und über den Gräbern des Kirchhofs
Schallet der Glockenschlag vom Thurm,
Und zählt die Stunden der Ruhe,
Als schliefen Lebendige hier,
Die wieder erwachen sollten
Zu ihrer Zeit.

Was aber wird tönen
Und weckend rufen
Über dem wüsten Grabe des All,
Wenn auch die Uhr der Welt zerbrochen
liegt? —
Es regt sich kein Laut durch die ewige Stille,
Es thut kein Ohr sich auf,
Um selbst die Stille zu vernehmen.

„O Gedanke, öd' und bilderlos,
„Frage, die sich selber nicht versteht,
„Ist Zerstörung nicht ein Lebensgang?
„Giebts ein Sterben in der weiten Schöpfung,
„Das zugleich nicht ein Gebähren ist?
„Giebts ein Grab, das träge nur verschlingt,
„Das nicht wiedergiebt, was es empfangen,
„Neugebornes, — wie ein Mutterleib?

„Das Leben geht umher, und säet Tod und Leben
„Zu neuem Leben aus.“

Doch ach, wer wird sie schaun,
Die neuen Geburten?
Bin ich ein Todter gesäet,
So geh ich auf
In fremden Lebensgestalten.
Es grüne die Linde
Über des Jünglings Gruft,
Es blühe schön die Blume
Über dem Staube des Mädchens,
Und beider Düfte
Mögen sich hold begegnen
In der Frühlingsluft;
Wer von beiden
Fühlt die Berührung
Als einen Kuß,
Wie einst der Geliebte
Ihn gab der Geliebten,
In Frühlingen, die vergangen sind,
Wenige Monden vorher,
Eh sie verscharrt wurden
An dieser Stätte.

Sieh, es wandelt der Zeiger
Immer denselben Gang in die Runde,
Und zeiget in kurzem wieder
Auf die nämliche Zahl;
Aber die Zeit ist eine andre worden,
Die gleichgenannte Stunde
Ist eine fremde.
Sie war noch nimmer,
Und ihre Ältern hat sie nicht gekannt,
Und leben wird sie nicht mit ihren Kindern.

„Bist nicht du ein andrer, oft erschienen
„In des Lebens Stunden, Tagen, Jahren,
„Dennoch wissend, daß du Einer bist?
„Du beklagst die rasche Flucht der Zeiten
„Und des Alters eilende Verwandlung,
„Sprich, wer ist es, der sie fliehen sieht,
„Was in dir beklagt der Dinge Wechsel?
„Nicht die Jugend, denn sie ist dahin;
„Nicht das Alter, denn es nahet erst.

„Von welchem Punkte missest du die Flucht?
„Nur vom Beharrlichen gilt ein Betracht
„Des Unbeständigen?

„Es ist ein Sinn und Geist in deinem Busen,
„Den jene Fluth der Dinge nicht bewegt,
„Und der beharrt, indeß die Zeit entflieht.
„Er schaut sie fliehn von des Beharrens Punkt.
„An diesen Sinn und Geist behalte Glauben,
„Ihm bilde an, was einer Ewigkeit
„Nicht unwerth ist.
„Verwandeln Erde dann und Himmel sich,
„Du lebst in der Verwandlung stets derselbe,
„Und dennoch immer schreitend zu dem Bessern,
„Wie in der Jugend einst und jetzt im Mannesalter.
„Denn was beharrlich ist in deinem innern Wesen,
„War niemals jünger, kann nie älter werden.
„Und ob der Tod auch seine Stunde hat,
„Wie nicht die Jugend und das Mannesalter,
„Die ohne Scheidung in einander fließen,
„So hat Einschlafen und Erwachen doch
„Auch seine Stunde; jenes geht vorüber,
„Und nach der Nacht erwartet dich die Sonne.
„Arbeite weil es Tag ist, und verschwende
„Die goldnen Stunden nicht an eitle Sorge,
„Ob auch die Nacht zu früh dir kommen möchte? —

„Und kömmt sie dann; du hast dein Werk gefördert,
„So lang du sehen konntest! Der Gedanke
„Begleite dich in deine Ruhe-Kammer —
„Zufrieden schläfst du unter Bildern ein:
„Was aus dem Werke morgen werden soll!
„So schaue du getrost dem Tod entgegen,
„Und kümmre dich nicht um des Lebens Flucht,
„Noch um den Punkt des Zeigers an der Uhr,
„Der einst Sekunde deines Sterbens heißt!
„Der Zeiger trift den Punkt; es tönt die Glocke,
„Dich rührt die Spitze des Verwandlungs-Stabes;
„Und klingend löset sich des Geistes goldner Funke
„Von todter Schlacke, die zu Boden sinkt.

Entstehen der lebenden Wesen.

Phantasie.

Entfesselt von der Gegenwart Gebilden,
Von den Gestalten, drin des Lebens Odem
So mannigfaltig jetzo sich bewegt,
Schwang sich empor die kühne Phantasie
Entflammten Blicks in jene Zaubersphäre,
Wo Leben erst sich mit Gestalt vermählt.
Des Anfangs grauer Schleier flog empor,
Und frei sah ich der Lebenden Entstehn.

Vor meinem fessellosen Auge lag
Der weiten Erde Kreis, Gebirg und Thal
Und Flur und Wald in schöner Wechsel-Folge,
Mit Gras und Laub und Blüthen angethan,
Geheimnißvoll von Nachtes-Hell umdämmert.

Doch schauerte mich diese Schönheit an,
Ein kalter Schauplatz mystischer Symbole.
In Feld und Wald, auf Bergen, in der Luft
Nicht eines Lebens leiser Ton noch Spur.
Nur dumpfes Rauschen fallender Gewässer
Durchdrang die weite, todte Einsamkeit.

Des Baumes Äste starrten steif und stumm,
Die Blumen schimmerten, doch ohne Duft;
Das Ganze schien ein prächt'ger Leichenschmuck.
Da tönt's vom Himmel wie ein leises Flüstern,
Es regen sich die dämmernden Gewölke; —
Hernieder haucht ein warmer Lebens-Odem,
Durchwebt von Strahlen eines hellern Lichtes.
Es küßt der Bäume Wipfel; klingend steigen
Die Blüthen aufwärts, breiten ihre Blättchen,
Und werden singend Vögel! — Tiefer geht
Und stärker jetzt der kräft'ge Lebens-Strom
Durch Wald und Thal und in die Felsenhöhlen.
Die Erde schwankt, ein dumpfes Echo tönt,
Und theilet sich in mannigfalt'ge Stimmen.
Gestalten drängen sich aus allen Schatten,
Das Haupt erhoben in die Lebensluft.
Sie schütteln fröhlich ab den Staub der Erde,
Erzeugt vom Boden, jetzt vom Boden frey!
Im neuen Licht, der Morgendämmrung ähnlich,
Prüft Löw', und Hirsch, und Lämmer auf der Flur,
Und dort der Adler auf der Felsenspitze,
Des Lebens Kraft, des ersten Athems Stärke,
In neugebornen Gliedern wunderbar.

Doch einzeln irrt ein jedes seinen Weg,
Noch in sich selbst entzückt, mit eignem Daseyn,
Mit eigener Natur bekannt sich machend.

Plötzlich durchglänzet den Äther ein höheres Licht, die Gewölke
Eilen zum Horizont, umkränzend die heilige Leuchtung,
Die in Mitte des Himmels, als wäre die Bläue geöfnet,
Milde strahlend hervortritt. Wälder verneigen die Stirne,
Unbewegt von dem Lufthauch. Stürzen noch wollten die Wasser,
Aber es bebt der Fels, und mit abgebrochenem Bogen
Starren sie hoch in der Luft. Die Strahlen des heiligen Glanzes
Fassen die Formen der Welt gewaltiger an, als der Luftstrom.
Selber das neue Leben verstummt, ergriffen von Schauer,
Flügel senken sich nieder, und Kniee berühren den Boden,
Abgewandt von dem Licht, dem göttlichen, neigen die Thiere

Ihr beklommenes Haupt; doch schlägt ihr
Herz nicht beklommen.
Himmlisches Licht, du Glanz von Lilien, mildere Sonne,
Silberhell, wie der Mond; du Sonne, durchschmolzen mit Äther,
Heilige Leuchtung, du anbetungswürdig und
lieblich —
— Aber es zucket ein Blitz herab! — ich höre den Donner! —
Höre den Wiederhall! — In ihm unterscheid
ich die Worte:
„Hauch giebt Regung, und Strahl giebt helle
Besinnung; es werde
„Lebendes Wort aus Hauch und Strahl in
höchster Vereinung,
„Werde das irdische Himmelskind!“
Das Dunkel dort, wohin der Strahl getroffen,
Auf jenes Berges Höhe, klärt sich auf.
Welch ein Gebild! ich sehe mich im Spiegel;
Doch ists kein Spiegel; — Bruder sollt
ich rufen.
Ich rufe nicht, denn ernst und denkend schaut
Der ofne Blick, der mit ihm selber spricht.
Ein Mann mit hoher Stirne, hoher Brust,

Das Aug' umschwebt vom Abglanz jenes Lichtes,
Er kömmt herab den ungebahnten Weg,
Und bricht die Bahn mit seinem kräftgen Tritt.
Er schaut umher, noch starrt der Wasserfall,
Noch bebt der Fels, noch ist der Baum geneiget,
Noch ruhn gesenkt des Adlers Fittige,
Doch lauscht empor der Thiere frommes Auge.
Vernehmt den ersten Gesang der Menschenseele,
Wie ich ihn hörte mit menschlichem Ohr,
Und menschlich gedeutet, ihn wieder verkünden will.

Ist dies die Erde,
Von der ich träumte?
Ist jenes der Himmel,
Worin ich träumte?
Ich kannte den Glanz, der mich erfaßte,
Und niederwarf in die neue Luft.
Ich bin hier fremde,
Doch nicht in der Fremde,
Ich denke der Stimme

Des himmlischen Traumes:
„Erwachen sollst du in irdischer Anmuth,
„Immer dich sehnen nach himmlischer Freyheit.“

Ich fühle, mir liegt
Die Erd' am Herzen;
Ich fühle, mir liegt
Der Himmel am Herzen;
Vom Himmel bin ich zur Erde gesandt,
Hier soll ich erwachen zum Wachen im Vaterland.

Und wie das Lied aus seinen Blicken strahlt,
Von seiner Lippe tönt, entschwimmt die Leuchtung
Des überirdschen Lichtes; Morgenroth
Im Nahn zum Sonnenaufgang steht am Osten.
Und was lebendig ist, erhebt das Haupt,
Erhebet Knie und Fittig, horcht empor.

Im Zweifel noch bleibt starr der Wasserfall,
Und selbst der Laut in allem Lebenswesen
Er bleibt verstummt, den Ausgang still erwartend.

In irdischer Gestalt, in seinen Gliedern
Geformt von Erd in Erdenfarben, ist
Ein Himmelsgeist zur Erd hinabgesendet;
Er schaut so ernst, und doch so freundlich gut,
Sie wissen nicht, wie sie ihm huldgen sollen.
Er naht den Bäumen, und berühret sie;
Es beugt der Baum die bunte Frucht hernieder,
Sie wird gekostet, und mit Dank belohnt. —
Die Vögel in den Wipfeln singt er an;
Ihr Fittig schlägt ins Laub, die Kehle tönt,
Doch schüchtern nur, in abgebrochnen Lauten.
Er naht dem Löwen, sieht das dumpfe Auge,
Berührt die Lockenvolle Stirn, und fühlt
In Stirn und Nacken milde Lebensglut.
Das dunkle Auge schmeichelt in das seine,
Die rauhe Zunge schmeichelt seinem Fuß.
Er spricht ihn an mit einer Himmelsfrage;
Der Löwe brüllet sanft, und schmiegt sich tiefer. —
Mit wildem Auge, wie entzückt vom Laute
Des Löwen kömmt die herrliche Gestalt,
Als wäre sie Despot im Erden-All,
Hinab ins Thal, und Halm und Zweig' zerbrechen,
Wie sie der irre Finger wild ergreift.

Was hat, o Himmels-Sohn, dich so entrüstet?
Du weißt es kaum, daß du ein andrer bist!
Du bist ein andrer in der Leibes-Form! —
Das Himmlische, vermählt mit Irdischem,
Kann noch das Irdische nicht liebgewinnen,
Hat es nicht selbst ein Irdisches erzeugt,
Worin der Himmel ihm aus schöner Form
Entgegenlacht. — Dich soll ein Geist und Leib,
Vermählt in süßem Frieden, hier begrüssen.
Vergebens wehet Halm und Laub und Blume,
Vergebens regen sich die Boden-freyen
Gestalten, dir zu dienen! — Du begehrst,
Du sehnest dich nach deiner Himmels-Hälfte;
Es fehlet dir in dieser Geistestheilung
Die Harmonie des Herzens mit dem Herzen;
Du bist die Kraft, wo sollst du Liebe finden?

Und es glänzen vom Hügel die geistreich strahlenden Augen
Reifender Trauben, — sie blicken mit Morgenduft wie umschleiert,
Zärtlich verlangend hervor. Er grüsset die geistreichen Augen,
An den Hügel gelehnt, und schaut sie mit freundlichem Ernst an.

Als die küssende Lippe sie anregt, zucket ein blauer
Strahl ihm entgegen, und sieh, die Stirne senkt sich zum Schlummer.

Und den Schlummernden grüßen holde Träume.
Jetzo sieht er im Traum das Bild der Sonne,
Wie es ihn anstrahlt durch die grünen Schatten.
Milde Lüfte voll Nachtigallen-Töne
Und ein Schluchzen der Bäche schmeichelt linde
Um die Sinne, den Busen, in die Seele. —
Tausend liebliche Farbenspiel' umgaukeln
Erd' und Himmel, Gebirge, Hain' und Fluren,
Und es löset sich auf sein eignes Wesen,
Wie zerschmolzen in alle diese Wonne.

Jetzo schaut er, in Schimmer sich gehüllet,
In dem Schimmer schwebet ein zartes Wölkchen,
Rosig dämmernd, und duftend, wie die Lilie,
Schmiegt sich um ihn, und ruht an seinem Busen,
Und er will es umarmen, sieh, da gehet —
— Aus dem Wölkchen? oder aus seinem Busen?

Aus Umfangung der beiden geht ein Wesen,
Eine Gestalt, ihm ähnlich, aber zarter,
Gehet hervor, von Blumensaft und Mondlicht
In die holdeste Harmonie verwoben.
Doch die Augen und Lippen sind geschlossen,
Über dem Busen ruhn die zarten Hände,
Nur die Locken bewegen sich im Zephir. —

Holdes Gebild, du schläfst in deinem Wölkchen,
Hingegossen auf seine Rosenlüfte: — —
Und des Träumenden Herz erbebt und glühet.

Jetzo nahet herab vom blauen Himmel
Jenes lilienfarbne Licht von neuem,
Jene schaffende, geistervolle Leuchtung. —
Nieder kömmt sie, aber das Rosenwölkchen,
Mit der Gestalt, die drinnen schlummert, steiget,
Angezogen von einem Silberstrahle,
Ihr entgegen. Wie Harfen-Ton und Flöte,
Also klingt die Berührung; in dem Klange
Hört der Träumende überirdische Worte:
„Zweiter Himmels-Funke zu Einer Flamme
„Droben vereint geschaffen, geh zur Erde,
„Und begrüße den Gatten, dem du einest.

„Seid geschieden in Form, vereint in Liebe,
„Seid einander auf Erden — Pfand des Himmels.“
Während das Lied erklingt, — durchfließt die weisse
Himmelsstrahlung die rosenfarbne Wolke, —
Und die holde Gestalt erwacht, der Busen
Regt sich schwellend, es öfnen sich die Arme,
Und die Linke berührt des Herzens Stelle.
Die geschlossenen Augenlieder heben
Schnell sich empor, ein neuer Himmel blicket
Nach dem Himmel! Das heil'ge Licht verschwindet,
In die herrliche Bildung eingeflossen.
Aber Spuren des Lichtes schweben dämmernd
Um die Stirne, die Locken, — — so steigt sie nieder,
Schauet sinnig umher, erblickt den Jüngling,
Lächelt, öfnet die Lippen, —
Und der Träumende fliegt mit pochender Brust aus dem Schlafe!
Sieh, da hält er im Arm Himmel und Erde zugleich!

Und als der erste Kuß des ersten Jünglings
Des ersten Mädchens Lippe kühn berührt,
Da steigt aus Morgenroth die erste Sonne,
Und scheinet mild in ihren ersten Kuß! —
So ward der erste Tag durch Kuß und Sonne!

Und wie die Lippen sich zum Kuß berühren,
Der erste Sonnenstrahl die Erde küßt,
Da gehet Duft empor aus allen Blumen,
Aus Halm und Laub, und alle Erdenfarben
Gewinnen Glanz und Strahl, und haben Blick.
Und alle Bildungen des Lebens fühlen
Sich neu belebt. In traute Chöre ordnen
Sich alle Thiere, Gleich und Gleich gesellt,
Und alle Einzel-Chöre grüssen sich.

Und so vereint und in Vereinung froh,
Naht Löw' und Hirsch, und Lamm und Wolf, ein jedes
Nach seiner Art, den ird'schen Himmels-Kindern,
Mit Freude, mit Vertraun in Ton und Blick,
Als seinen hohen Freunden, huldigend.
Und tausend Augen funkeln um sie her
In weitem Kreis auf dem beblümten Boden,
Und tausend Herzen wollen Liebe lernen! —
Die Sänger in den Wipfeln sind erwacht,
Und schweben glänzend in der Sonnenluft,
In engern Kreisen überm Haupt der Menschen,
Sie senken sich, sie fliegen Himmel an;

In bunten Jubeltönen singt ihr Lied
Von Leben und von Liebe, — Lieb' und Leben!

Und zwischen alle diese Lebensstimmen,
In Einzel-Chören und in Doppel-Chören,
Tönt das Unisono des Wasserfalls,
Der rauschend niederschlägt, und Funken wirft.
Von dieses Tones ernster Majestät
Durchschlungen, wogt die mannigfalt'ge Lautung
Zusammen jetzt in Einen Hochgesang!

Also gefeyert,
Eilen die Stunden
Des jauchzenden Tages
Über die Erde dahin, und schütten ihr ewiges Füllhorn,
Voll von Entzückungen, aus für alle Sinne des Lebens.
Überrauscht von der Wonne, die durch die Adern ihm strömet,
Bleibt besonnen der Mensch, mit stillen Verlangen geniessend.
Jüngling und Jungfrau schaun in die reiche Spende der Schöpfung,
Sanft empfindend das Schöne, das Liebliche, selber das Wilde,
Das sich nicht bändigen kann im Taumel des fröhlichen Daseyns! —

Und es sinkt die Sonne, das irdische Jauchzen
entschlummert.
Sterne funkeln hinab aus der ewigen Höhe des
Himmels,
Über dem Wasserfall erhebt sich der Mond! —
Sie ruhen,
Eines im Leben des Andern versunken, träu-
mend im Wachen
Von dem schönen Geheimniß, wodurch sie ein-
ander vertraut sind,
Durch die süssesten Träume des Wachens schwe-
ben sie über
Zu dem wachenden Traum der innigsten Liebes-
Vermählung.

Die Sterne regen sich, die Strahlen klingen,
Ein unsichtbarer Chor beginnt zu singen.
Den dunkeln Nachhall ihrer leisen Lieder
Sing ich, ein dunkler Nachhall, wieder:

„Lieb', im Himmel geboren,
„Liebe, zur Erde gezogen!
„Zur Seele des Lebens erkohren,
„Sie hat die Herzen umzogen
„Mit heiliger Sympathie.
„Zur Vereinung ward sie geboren
„Vom Urquell der Harmonie!
„Im Busen der höchsten Liebe,
„Draus alles Lieben quillt,
„Sind Schmerz und Lust gewogen
„Für alles Lebens-Gebild!

„Gewogen sind Lust und Schmerz
„Für jedes fühlende Herz
„Im Herzen der höchsten Liebe.
„Es kömmt kein Weinen und Bangen
„Kein mächtiges Freuden-Umfangen,
„Das sanfter nicht werde durch Sympathie,
„Als Laut nicht steige zur Harmonie.

„Lieb', im Himmel geboren,
„Liebe, gezogen zur Erde,
„Zur Mittlerin erkohren
„Zwischen Himmel und Erde,
„Zwischen Geist und Gestalt,
„Du ewig neues Werde,
„Erneuend Geist und Gestalt,
„Du webst in der Gottheit, im Menschen, in der Heerde,
„Es wandeln auf deinen Wegen
„Die lebenden Wesen all
„In freudig eigner Wahl!
„Dir athmen die Blüthen entgegen,
„Dir tönet der Wasserfall,
„Du umschlingst das kühne Bewegen
„Der jubelnden Sterne ohne Zahl!
„Und steigen Gewitter empor,
„Von Dunkel und Sturm ein Chor,
„Du wirst sie lösen mit glänzendem Strahl
„Zu erquickenden Regen über Berg und Thal.

„Lieb', im Himmel geboren,
„Aus dem unsterblichen Geisterquell,

„In dir wird alles Daseyn hell,
„Wer dich zu seinem Licht erkohren,
„Der schauet Leben in allen Gestalten,
„Die wechsellos scheinen, die noch sich entfalten,
„Ihm wird das All ein lebendiger Leib,
„Dem höchsten Geiste vermählt als Weib.

„Der Tod ist bezwungen,
„Du hast den Sieg errungen,
„Ein triumphirendes Lied sey dir gesungen!
„Nie vertöne der Hochgesang,
„Schwebend im ewigen Wellen-Gang,
„Von Welt zu Welt, von Himmel zu Himmel!
„Das ganze All ist ein Lebens-Gewimmel,
„Ein Schlagen von tausend und tausend Herzen,
„Alle ruhend an deinem Herzen!“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

XX (2 Bde) IV. 88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mnioch, Johann Jakob,

Analekten

Bd.: 2

Görliz 1804

P.o.germ. 937-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114814-7